

Sonderdruck

(Auszug*)

**über die Verhandlungen der Landessynode
der Evangelischen Landeskirche in Baden vom 22. bis 27. 4. 1979**

zum Schwerpunktthema

„Missionarisches Jahr 1980“

* Auszug aus dem gedruckten Protokoll über die 3. Sitzung am 24./25. April 1979

Dritte öffentliche Sitzung

Bad Herrenalb, Dienstag, den 24. April 1979, nachmittags 15.30 Uhr sowie
Mittwoch, den 25. April 1979, vormittags 8.50 Uhr und nachmittags 15.30 Uhr

Tagesordnung

I.

Begrüßung

II.

Schwerpunktthema: „Missionarisches Jahr 1980“

1. Einführung in das Thema und Hinweise für den Ablauf
Synodaler Viebig
2. Impulsrollenspiel
Synodaler Dr. Ulshöfer und Mitarbeiter
3. Gruppengespräche
4. Referat Pfarrer Dr. Ulrich, Stuttgart:
„Was ist die Mission, zu der wir unsere Gemeinden aufrufen?“
5. Podiumsdiskussion mit Beteiligung des Plenums in der zweiten Hälfte
Moderator: Synodaler Dr. Engelhardt, Heidelberg
Teilnehmer der Podiumsdiskussion:
Pfarrer Dr. Heinrich-Herrmann Ulrich von der Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes der EKD, Stuttgart,
Dr. Jaques Rossel, Präsident der Basler Mission, Basel
Kirchenrat Dr. Reinhard Wever, Amt für Missionarische Dienste, Karlsruhe
Pfarrer Horst Punge, Amt für Missionarische Dienste, Karlsruhe
Pfarrer Rudolf Bösing, Rundfunk- und Fernsehbeauftragter beim Südwestfunk Baden-Baden
Synodale Dr. Helga Gilbert, Karlsruhe
6. Zusammenfassendes Schlußwort:
Landesbischof Prof. Dr. Heidland

III.

Verschiedenes

Präsident **Dr. Angelberger**: Ich eröffne die dritte Plenarsitzung unserer zweiten Tagung, die dem Schwerpunktthema „Missionarisches Jahr 1980“ gewidmet ist.

Ich bitte unsere Mitsynodale Frau Dr. Gilbert, das Eingangsgebet zu sprechen.

Synodale **Dr. Gilbert** spricht das Eingangsgebet.

I

Begrüßung

Präsident **Dr. Angelberger**: Meine sehr verehrten Damen und Herren! Liebe Schwestern und Brüder! Wie ich bereits zu Beginn unserer ersten Plenarsitzung ankündigte, haben wir heute im Verlaufe dieser dritten Plenarsitzung die Freude, zahlreiche Gäste begrüßen zu dürfen. Sofern ich ihre Anwesenheit feststellen konnte, möchte ich sie einzeln begrüßen, zunächst Herrn Pfarrer Dr. Heinrich-

Herrmann Ulrich aus Stuttgart von der Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes,
(Beifall)

dann Herrn Pastor Sandersfeld, der von Karlsruhe kommt (Beifall)

— er ist dort bei der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde —, des weiteren Herrn Kirchenrat Dr. Wever vom Amt für Missionarische Dienste unserer Landeskirche zugleich mit allen seinen Helfern.
(Beifall)

Einen weiteren Gruß widme ich Herrn Pfarrer Bösing, Rundfunk- und Fernsehbeauftragter beim Südwestfunk, der von Baden-Baden zu uns gekommen ist und ebenfalls mitwirken wird.
(Beifall)

Des weiteren begrüße ich die Regionalbeauftragten für Mission unserer Landeskirche und die anwesenden oder noch kommenden außereuropäischen Pfarrer, Herrn Pfarrer Park, Generalsekretär der Presbyterianischen Kirche Korea, der zur Zeit in Reutlingen weilt,
(Beifall)

Herrn Pfarrer Nomvete aus Südafrika, der jetzt mit dem Kontaktstudium in Heidelberg beginnt.
(Beifall)

Ich weiß nicht, ob Herr Pfarrer Ekoet, der zur Zeit in Schopfheim wirkt, schon eingetroffen ist. — Ich höre, er sei noch nicht da.

Die übrigen noch zu uns stoßenden Gäste werde ich nach ihrem Eintreffen jeweils begrüßen und Ihnen vorstellen.

Ehe wir in die eigentliche Tagesordnung eintreten, habe ich noch mitzuteilen, daß vorhin noch ein weiterer Eingang für unsere Synodalarbeit eingetroffen ist. Er steht allerdings in einem gewissen Zusammenhang mit unseren Eingängen 2/3 und 2/12. Ich möchte ihn jetzt nicht verlesen, da es nicht in diesen Rahmen unserer heutigen Zusammenkunft paßt. Diese Eingabe, die die Ordnungs-Ziffer 2/38 erhält, wird wie die beiden andern erwähnten Eingänge der Hauptausschuß zur Mitbearbeitung erhalten, soweit die Zeit noch eine Bearbeitung zuläßt. Sie erhalten in Bälde einen Abdruck dieser Eingabe.

Zu dem Tagesordnungspunkt

II.

Schwerpunktthema:

„Missionarisches Jahr 1980“

1. Einführung und Hinweise für den Ablauf

Darf ich unseren Synodalen Viebig um eine Einführung in das Thema und um Hinweise für den Ablauf bitten.

Synodaler **Viebig**: Herr Präsident! Liebe Gäste! Liebe Konsynodale! Das Thema dieser Schwerpunkttagung heißt eigentlich nicht „Missionarisches Jahr 1980“, sondern — dies war die Meinung des Vorbereitungsausschusses — wir wollen darüber nachdenken und miteinander sprechen, was wir — jeder einzelne unter Mission verstehen.

Mission im weitesten Sinne fängt bei jedem persönlich an, geht die Familie, Gemeinde, Berufs- und Arbeitswelt an, reicht bis in die fernsten Länder der Erde. Wir wissen, daß wir nur dann Kirche Jesu Christi sind, wenn wir seinen Sendungsbefehl aufnehmen und befolgen. So wollen wir in diesen ein- einhalb Tagen über das missionarische Handeln der Kirche, ja aller Menschen und Gruppen nachdenken, die am Reiche Gottes mitbauen helfen wollen. Es gibt dabei, so meinen wir, keine einseitige Festlegung auf Volksmission, Innere-, Äußere- oder Weltmission. Der geplante Ablauf überläßt es Ihnen, wie und wo Sie Akzente setzen, Schwerpunkte sehen oder auch Fragen und Zweifel haben. Mir ist jedenfalls deutlich geworden, daß gerade bei missionarischem Handeln der Kirche die Chancen und Grenzen des Pluralismus in der Kirche beachtet werden müssen. So sollten wir die Menschen nicht zur Konformität eines einheitlichen Frömmigkeitsstils drängen wollen, uns aber auch nicht in unverbindliche Erwachsenenbildung oder ausschließlich sozialem Engagement verlieren. Wir müssen zwar aus dem Getto der Kirche heraus, dürfen aber auch nicht Kirche auf dem Boulevard werden.

Dies sollen nur ein paar Bemerkungen aus unseren Vorüberlegungen zu diesem Thema sein.

Es ist nicht Aufgabe der Synode, das Missionarische Jahr 1980 zu organisieren. Dafür sind ein Regionalausschuß, der Evangelische Oberkirchenrat, die Dekankonferenz und das Amt für Missionarische Dienste da. Schließlich wird es darauf ankommen, wie sich die Gemeinden selbst bereit finden, aktiv zu werden. Da gibt es viele Möglichkeiten von großer Fahnen-schwingerei mit Posaunenchören bis hin zur Von-Mund-zu-Mund-Beatmung durch Besuche und Einladungen.

Hier und heute geht es darum, daß sich die Synode um einen theologischen Grundlagenimpuls bemüht. Es soll vollkommen offenbleiben, ob es sich ergibt, daß ein ermutigendes Wort der Synode an die Gemeinden in unserer Landeskirche ergeht.

Wie wenig vorprogrammiert die Behandlung des Themas ist, ersehen Sie aus dem Ablaufplan. Es sieht kein Grundsatzreferat am Anfang vor, sondern ein Impulsrollenspiel, für das sich der Synodale Dr. Ulshöfer verantwortlich fühlt. Es soll anregen und in die anschließenden Gruppengespräche einmünden. Ich möchte ausdrücklich darauf hinweisen, daß die sieben Gruppen das Thema Mission zunächst allgemein behandeln sollen. Erst im weiteren Verlauf der Gruppengespräche wird das Gruppenthema angegangen. Das soll vor allem morgen sein; es kann aber auch schon heute gegen Ende des Nachmittags damit begonnen werden. Zunächst aber soll das Thema Mission allgemein in allen Gruppen behandelt werden. Ich bitte darum, daß in jeder Gruppe

ein Schriftführer bestimmt wird, der im Telegrammstil Stichworte oder wenige Sätze zu Papier bringt und sie am Abend dem Synodalen Dr. Engelhardt übergibt. Dasselbe gilt für das Gesprächsergebnis der Gruppen morgen, wo gleich nach dem Mittagessen die Schriftführer ihre Notizen mit Herrn Dr. Engelhardt im Besprechungszimmer I zusammentragen.

Heute abend erhält das Amt für Missionarische Dienste Gelegenheit, seine Arbeit vorzustellen. Wir — alle Synodalen und Gäste — können diese Informationen diskutieren. Die Gesprächsleitung wird Kirchenrat Dr. Wever als Leiter des Amtes für Missionarische Dienste haben. Die anschließende Abendandacht findet hier im Plenarsaal statt.

Daß Ökumene und Weltmission in unsere Arbeit einbezogen sind wird dadurch deutlich, daß der Präsident der Basler Mission, Dr. Jaques Rossel aus Basel, an der Tagung teilnimmt und die Morgenandacht morgen früh halten wird. Die regionalen Beauftragten für Ökumene und Mission sind eingeladen. Von den Baptisten ist Pastor Jürgen Sandersfeld unter uns; er ist stellvertretender Vorsitzender des Regionalausschusses Baden für das Missionarische Jahr 1980. Von der Arbeitsgemeinschaft Missionarischer Dienste in Stuttgart wird der schon begrüßte Generalsekretär Pfarrer Dr. Ulrich morgen das theologische Grundsatzreferat halten: „Was ist die Mission, zu der wir unsere Gemeinden aufrufen?“

Hierdurch können aus den Gruppengesprächen vom Vortag Gedanken eingeordnet und vielleicht auch korrigiert werden, und es gibt Anstöße und Anregungen für die anschließende Gruppenarbeit.

Zur Mitarbeit in der Gruppe 7 haben wir als Fachmann, der etwas über Aufgaben, Möglichkeiten, aber auch Grenzen missionarischer Verpflichtung und missionarischer Dienste an den zahlreichen Moslems in unserem Bereich beitragen könnte, Herrn Oberkirchenrat Dr. Miksch vom Kirchlichen Außenamt eingeladen. Wir sind dankbar dafür, daß er und alle anderen Genannten unserer Bitte, zu uns zu kommen, entsprochen haben.

Nicht vergessen möchte ich auch die Vertreter der römisch-katholischen Kirche, die wohl heute abend kommen werden und von denen wir uns auch Anregungen für das Thema der Gruppe 2 „Familie“ erhoffen. Hier geht es um den mündigen Umgang des Laien mit der Bibel, z. B. auch in Hausbibelkreisen; sie haben hier große Erfahrungen einzubringen.

Beim abschließenden Podiumsgespräch wird auch unser Beauftragter für Rundfunk- und Fernseharbeit, Pfarrer Böisinger, zu Wort kommen. Das erscheint uns wichtig.

Ein zusammenfassendes Schlußwort haben wir von Herrn Landesbischof Heidland erbeten.

Wir werden dann sehen, ob sich ein ermutigendes Wort der Synode an unsere Gemeinden ergibt. In jedem Fall wird durch Sie alle, liebe Konsynodale — so hoffe ich —, etwas Hilfreiches hinausgetragen in Ihren Heimatkirchenbezirk, in Ihre Kirchengemeinden. Daß aber das Gelingen nicht von unserer Leistung abhängt, machen zwei Liedverse unseres Ge-

sangbuches deutlich. Es ist eine Bitte an den großen Hirten. Es heißt dort von dem Wort Gottes:

Laß es sich zu Deinen Ehren
in mir selbst zuerst vermehren,
breite es in meinem Haus
unter meinen Anverwandten,
unter Freunden und Bekannten,
ja im ganzen Lande aus.

Laß Dein Wort die Toten wecken
und die Sicheren erschrecken,
stürz die Selbstgerechtigkeit,
mach die geistlich Blinden sehend,
mach die geistlich Lahmen gehend,
mach Dir selbst den Weg bereit.

(Beifall)

Präsident **Dr. Angelberger**: Danke schön, Herr Viebig.

II, 2

Impulsrollenspiel

Synodaler Dr. Ulshöfer und Mitarbeiter

Präsident **Dr. Angelberger**: Es folgt nun das bereits erwähnte Impulsrollenspiel.

(Nach Beendigung des Impulsrollenspiels:)

II, 3

Gruppengespräche

Präsident **Dr. Angelberger**: Die Synodalen und Gäste treffen sich zur Behandlung des Schwerpunktthemas in den Gruppen in den dafür vorgesehenen Räumen des Hauses (Themen der Gruppengespräche siehe Seite 30).

Ich unterbreche die Plenarsitzung bis morgen vormittag.

(Unterbrechung der Sitzung um 16.30 Uhr)

Fortsetzung der dritten öffentlichen Sitzung

am Mittwoch, dem 25. April 1979, 8.50 Uhr

Präsident **Dr. Angelberger**: Wir setzen die gestern unterbrochene dritte Plenarsitzung fort.

Ehe wir in der Abwicklung der Tagesordnung fortfahren, möchte ich die Schriftführer der einzelnen Gruppen nochmals darauf aufmerksam machen, daß sie gebeten werden, heute um 13.15 Uhr in das Besprechungszimmer I im Untergeschoß zu kommen, um mit dem Moderator des heutigen Nachmittags den Fortgang zu besprechen.

I.

Begrüßung

(Fortsetzung)

Präsident **Dr. Angelberger**: Ich sagte Ihnen bereits am ersten und auch am gestrigen Tag, daß wir zu dem Schwerpunktthema „Missionarisches Jahr 1980“ weitere Gäste erwarten dürfen. Ich nenne als ersten Herrn **Dr. Rossel**, Präsident der Basler Mission, aus Basel, (Beifall)
der uns heute früh die Morgenandacht gehalten hat, wofür wir herzlich danken.

Gestern sprach ich von dem Pfarrer aus Übersee, Herrn **Ekoet**. Er ist zwischenzeitlich zu uns gekommen. Er wirkt im Schopfheimer Raum. Ich heiße Sie herzlich willkommen, Herr Pfarrer **Ekoet**.

(Beifall)

Gestern ist auch Herr **Oberkirchenrat Dr. Misch** vom Kirchlichen Außenamt aus Frankfurt eingetroffen. Auch Ihnen gilt ein herzlicher Willkommensgruß. (Beifall)

Wie ich gestern abend in anderer Eigenschaft und an anderer Stelle schon sagte, weilt der Vorsitzende des Diözesanrates der Katholiken im Erzbistum Freiburg, **Graf Bodman**, unter uns. Jetzt begrüße ich Sie offiziell.

(Beifall)

Seit annähernd zwei Jahren sind wir in einen immer stärkeren Schriftwechsel eingetreten, der sich auch dadurch vorteilhaft ausweitete, daß wir Material austauschen. Für diese vertrauensvolle Zusammenarbeit möchte ich Ihnen heute danken. Ich freue mich, daß es geklappt hat, daß Sie kommen konnten und gebe Ihnen Gelegenheit, ein Grußwort an uns zu richten.

Graf Bodman: Herr Präsident! Herr Landesbischof! Meine Damen und Herren! Brüder und Schwestern! Ich möchte mich sehr herzlich für die Einladung zur Landessynode bedanken. Sie wissen, wir haben in der Kirche von Freiburg kein Gremium, das der Landessynode genau entspricht; aber es haben sich im letzten Jahrzehnt Pfarrgemeinderäte gebildet, Dekanatsräte sowie der Diözesanrat als gewählte Gremien. Diese Gremien haben ihr Selbstverständnis gefunden. Der Diözesanrat der Katholiken im Erzbistum Freiburg nimmt einen Teil der Aufgaben wahr, die Sie für die Landeskirchen wahrnehmen. Ich darf Ihnen hier die Grüße des Diözesanrates überbringen.

Ich bin aber nicht hierhergekommen, Erklärungen oder Stellungnahmen abzugeben. Ich bin hierhergekommen, um mit Ihnen zusammen zu leiden an der vielfältigen Trennung unserer Christenheit und mit Ihnen zusammen die Freude und die Kraft des gemeinsamen Glaubens an Jesus Christus zu erleben und mit Ihnen zusammen zu überlegen und zu beraten, wie diese Frohbotschaft denen übermittelt werden kann, die nicht das Glück und die Freiheit haben, diese Frohbotschaft in einer kirchlichen Gemeinschaft zu erfahren.

(Beifall)

Präsident **Dr. Angelberger**: Herzlichen Dank.
Wir fahren in der Tagesordnung fort.

Referat Pfarrer Dr. Ulrich – Stuttgart

„Was ist die Mission, zu der wir unsere Gemeinden aufrufen?“

Ich darf um das Referat bitten.

Pfarrer Dr. Ulrich: Herr Präsident! Herr Landesbischof! Verehrte Synodale und Gäste! Was ist die Mission, zu der wir unsere Gemeinden aufrufen, das ist das Thema, das uns heute morgen vereint. Bevor ich aber mit meinen Ausführungen dazu beginne, möchte ich, weil ich darum gebeten worden bin, kurz etwas über die Funktionen zu sagen, die ich zu versehen habe. Ich tue das gern, wenn das zu Ihrer Orientierung dient. Ich bin in Personalunion einerseits Generalsekretär der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste, in der alle Volksmissionsämter, Ämter für Gemeindedienst, Missionarische Dienste und ähnliche der Landeskirchen zusammengeschlossen sind und dazu die Freien Evangelistischen Werke im Bereich des Protestantismus. Diese Arbeitsgemeinschaft der Volksmission, der Volksmissionarischen Ämter, Werke und Verbände ist ihrerseits wieder eingegliedert in das Diakonische Werk, in die Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart, wo wir einen wesentlichen Teil der Hauptabteilung I bilden, die „Zeugnis und Dienst“ heißt. Das ist meine zweite Funktion: ich bin Direktor dieser Hauptabteilung „Zeugnis und Dienst“ in der Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes der EKD. Hier sind also alle missionarischen, volksmissionarischen, alle seelsorgerlichen und alle gemeindediakonischen Aufgaben, die in unserer EKD vorhanden sind, vereinigt.

Ich komme aber nun zum Thema: Was ist die Mission, zu der wir unsere Gemeinden aufrufen? Ich beginne mit der ersten These:

1. Die Mission, zu der wir unsere Gemeinden im Missionarischen Jahr 1980 aufrufen, will ein neues Selbstverständnis von Kirche und Gemeinde vermitteln.

1.1 Als Johann Hinrich Wichern am 22. September 1848 seine berühmte Rede auf dem Kirchentag zu Wittenberg hielt, da war dies eine historische Stunde. Es ging Wichern nicht darum, die Zahl der kirchlichen Aktivitäten um Evangelisation und Diakonie zu vermehren, sondern er hatte mit seinem Programm der „Inneren Mission“ eigentlich eine neue Vision von Kirche vor Augen: eine dynamische Kirche, eine Kirche in Bewegung, eine menschengeschaffene Kirche, eine Kirche, die alle Kräfte und Gaben in den Dienst der „Evangelisierung des Volkes“ zu stellen bereit sein sollte. Berühmt geworden ist seine Losung: „Suchen die Proletarier nicht mehr die Kirche, so muß die Kirche anfangen, die Proletarier zu suchen und nicht rasten, bis sie sie mit dem heilbringenden Wort gefunden hat.“

1.2 Wir wissen heute um die Probleme und Unzulänglichkeiten in Wicherns Programm der „Inneren Mission“. Aber wir sollten darüber nicht vergessen, daß er offenbar einen scharfen Blick für die epochalen Herausforderungen hatte, die die mit der industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts verbundenen gesellschaftlichen Veränderungen für

die Kirchen mit sich brachten. Wenn wir heute davon sprechen, daß die Kirche nicht in einer Komm-Struktur verharren dürfe, sondern ebenso eine Geh-Struktur entwickeln müsse, so hat Wichern diese Wende eingeleitet, und es ist sein Verdienst, den Weg von einer statisch denkenden Versorgungskirche zu einer missionarisch und diakonisch lebendigen Volkskirche begonnen zu haben.

1.3 Ich denke, wir dürfen heute einen Bogen von 1848 bis 1980 schlagen, denn auf dem Weg, den Wichern gewiesen hat, sind die Kirchen in Deutschland inzwischen ein gutes Stück vorangekommen. Jedenfalls muß man es als ein historisches Datum ansehen, daß zum ersten Mal von allen Landes- und Freikirchen sowie von den evangelistisch-missionarischen Werken der Aufruf zu einem „Missionarischen Jahr 1980“ erfolgt ist. Damit nähert sich Wicherns Vision von der erneuerten Kirche ein Stück mehr der Verwirklichung. Es ist ein Prozeß in Bewegung gekommen, der nicht mehr aufzuhalten und auch nicht mehr umzukehren ist, ein Prozeß, der Signalwirkung hat. Die Kirche besinnt sich auf ihren missionarischen Auftrag und fängt an, ihr Leben, ihre Gestalt, ihren Dienst danach auszurichten. Dazu ist die Gemeinde doch da, das Evangelium weiterzugeben und es nicht in ihre Mauern einzuschließen.

1.4 Mit Recht hat Karl Barth im Blick auf die Vergangenheit von der „ekklesiologischen Lücke“ und von der „Sendungsvergessenheit“ der Kirche gesprochen und die Frage gestellt: „Wozu das alles? Es muß doch wohl erlaubt sein, sich nach dem Sinn und Zweck der Existenz der christlichen Gemeinde zu erkundigen. Die klassische Lehre von der Kirche leidet — so sagt Barth — unter einem sacro egoismo. Daß die Kirche nicht um ihrer selbst willen, sondern für die Welt da ist, wird in ihr überhaupt nicht sichtbar . . . Kam es daher, daß das protestantische 16. und 17. Jahrhundert durch eine ausgesprochene Unfreudigkeit, ja Unwilligkeit zur Mission ausgezeichnet war?“ Eine Antwort auf diese Frage ist der Entwurf von Hendrik Kraemer, dem holländischen Missionswissenschaftler, dessen Kernsatz in der These besteht, daß die Kirche nicht eine Mission „hat“, sondern Mission „ist“. Es ist die Theologie der „Missio Dei“, die im Hintergrund steht. Sie geht davon aus, daß der dreieinige Gott ein „missionarischer Gott“ ist. Er sendet den Sohn, und Vater und Sohn senden den Geist, der Geist aber sendet die Gemeinde. In diese Bewegung, sich hineinzustellen und ihr als gehorsames Werkzeug zu dienen, ist nicht in das Belieben der Kirche gestellt, sondern ihre primäre Selbstverwirklichung, Sinn und Ziel ihrer Existenz überhaupt.

1.5 Vielen von uns sind diese Gedanken bekannt und vertraut. Wir haben die Dokumente der Weltkirchen- und Weltmissionskonferenzen in den fünfziger und sechziger Jahren zur Kenntnis genommen und uns damit — zustimmend oder kritisch — auseinandergesetzt. Aber die darin geäußerten Gedanken klangen doch für europäische Ohren noch ein bißchen fern, wie man mit Mission ja überhaupt die Vorstellung von fremden Ländern

und Kontinenten verband und keineswegs an die Situation vor der eigenen Haustür dachte. Aber die Stunde ist gekommen, wo uns die missionarische Herausforderung gleichsam auf den Leib rückt. Wir stehen vor einem Erosionsprozeß der Volkskirche, wie niemand ihn erwartet hatte, als die Herrschaft des Nationalsozialismus vorüber war. Ich will die Zahlen nicht wiederholen, die Oberkirchenrat Dr. Sick bereits auf der Herbstsynode 1978 genannt hat. Sie sind erschreckend genug, und sie zeigen deutlich, daß eine soziologisch und ideologisch motivierte Auswanderung aus der Kirche in Gang gekommen ist, deren Ausmaße wir nicht ernst genug nehmen können.

1.6 Was in dieser Situation nötig ist, liegt in der Richtung, in die Wichern und die besten Traditionen des Pietismus ebenso weisen wie die Stimmen aus der Ökumene. Das „Missionarische Jahr 1980“ kann nur dann eine Wende bringen, wenn es gelingt, den Gemeinden ein neues Selbstverständnis zu vermitteln. Dieser Vermittlungsprozeß ist die erste Aufgabe und damit auch das erste Kennzeichen der Mission, zu der wir unsere Gemeinden aufrufen. Es geht dabei zunächst weniger um ein Tun oder Haben als um ein Sein. Wer die Schriften von Johann Hinrich Wichern liest, ist immer wieder überrascht davon, wie stark er den Aufruf zur Buße und Neubesinnung an den Anfang stellt. Er spricht von einer „Schuld der Kirche“, die endlich getilgt werden müsse. Zu lange habe sie sich mit einer oberflächlichen Christianisierung begnügt und wesentliche Elemente des alten Heidentums mitgeschleppt, eine Tatsache übrigens, an die der Ehrenpräsident des Ökumenischen Rates, Dr. Willem Visser't Hooft, auf einer europäischen Konsultation über das Thema „evangelism“ 1977 in Frankfurt wieder erinnert hat. Wichern wollte die „Innere Mission“ als Bußbewegung verstanden wissen, wie es ja auch die Reformation und die pietistischen Erweckungsbewegungen gewesen sind. Die Mission, zu der wir unsere Gemeinden aufrufen, muß deshalb eine Mission werden, die neues Leben und neue Vollmacht dadurch gewinnt, daß sie die Versäumnisse und Schäden der Vergangenheit und auch der Gegenwart immer wieder bußfertig vor Gott bringt.

2. Die Mission, zu der wir unsere Gemeinden im „Missionarischen Jahr 1980“ aufrufen, fordert eine neue Glaubenshaltung, eine missionarische Spiritualität, für die die Berufung zum Apostolat grundlegende Bedeutung hat.

2.1 Die Frage nach einer neuen Spiritualität ist seit geraumer Zeit lebendig, besonders seit Nairobi 1973. Zur Aufnahme und Verarbeitung der dort gegebenen Anstöße hat die EKD vor einigen Jahren einen Ausschuß eingesetzt, dessen Ergebnisse gerade jetzt vom Rat der EKD verabschiedet wurden und in Kürze veröffentlicht werden. Leider hat der Begriff „Spiritualität“ zu mancherlei Mißverständnissen Anlaß gegeben und kritische Reaktionen hervorgerufen, besonders bei unseren evangelikalen Freunden. Sie wittern dahinter fremde Geister oder gar eine synkretistische Religiosität, während doch gemeint ist: Leben aus der Kraft und in der Erwartung des Heiligen Geistes.

2.2 Die Brockhaus-Enzyklopädie charakterisiert den Begriff der „Spiritualität“, der aus der Theorie des modernen französischen Katholizismus stammt, mit folgenden Worten: „Es ist das unter Mitwirkung des Menschen vollzogene Werk des Geistes Gottes, . . . die personale Aneignung der Heilsbotschaft. Durch das sich so entfaltende geistliche Leben soll der Mensch in eine immer tiefer ausreifende persönliche Beziehung zu Gott in Christus treten, die sich nicht nur in Gebet und Kult, sondern auch im Dienst an der Kirche und an den Menschen ausprägt. In der Gegenwart scheint sich eine neue Form von Spiritualität herauszubilden; sie läßt sich kennzeichnen als eine aus vertiefter Innerlichkeit erwachsende Offenheit für die Aufgaben der Kirche in der Welt. Während traditionelle Frömmigkeit unter einer gewissen Selbstbezogenheit des Glaubens leidet, was Karl Barth den *sacro egoismo* genannt hat, will die neue Spiritualität das Potential des Glaubens für Zeugnis und Dienst an anderen Menschen gleichsam flüssig machen.“

2.3 Karl Barth hat in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam gemacht, daß die theologische Kategorie der Berufung des Christen wieder neu bedacht werden müsse. Wir sind bei Bekehrung, Rechtfertigung und Heiligung stehen geblieben. Wir haben nicht zu sagen vermocht, daß Christen durch ihre Taufe unter der Berufung stehen, Boten und Zeugen ihres Herrn zu sein, „Mitarbeiter Gottes“ und „Haushalter über Gottes Geheimnisse“ an seinem Werk beteiligt und seinem Dienst verpflichtet. Das ist das „Ziel der Berufung“, zu dem Bekehrung, Rechtfertigung und Heiligung gleichsam Durchgangsstationen sind. „Allen biblischen Berufungsgeschichten“, so Karl Barth, „ist gemeinsam: Berufen werden heißt einen Auftrag bekommen. Und Berufensein bedeutet für die Berufenen: Existenz in der Ausführung dieses Auftrags . . . Indem sie ihn bekommen, werden sie selbst ihm gewidmet, kann also ihre Existenz nur noch vom Willen seiner Ausführung beherrscht sein, muß ihnen alles, was sie als Menschen sind und haben . . . der Ausführung ihres Auftrags untergeordnet und dienstbar werden.“

2.4 Vielleicht kann uns das biblische Bild von der Haushalterschaft des Christen bei der Aktualisierung und Konkretisierung dieser Gedanken helfen. Bekanntlich haben die christlichen Kirchen in Amerika den Gedanken der Haushalterschaft aufgegriffen und daraus ein Programm des Gemeindeaufbaus entwickelt, das auch uns manche Anstöße vermitteln kann. Jeder Christ, so besagt haushalterschaftliches Denken, ist ein Haushalter Gottes in dieser Welt, mit bestimmten Gaben, Kräften und Anlagen ausgestattet, die er nicht nur zu seiner Selbsterbauung oder Selbstvervollkommnung benutzen soll, sondern zu Zeugnis und Dienst an anderen Menschen, an der Umwelt, am Reich Gottes. In jeder Gabe steckt somit eine Aufgabe; Charisma will immer wieder umgewandelt werden in Diakonia. Diese Gaben zu entdecken, gewinnen und zuzurüsten, ist ein entscheidender Ansatzpunkt sowohl für eine missionarische Spiritualität als auch für den „missionarischen Gemeindeaufbau“, der nicht nur auf

Selbsterbauung, sondern auf Sendung der Kirche in die Welt zielt.

2.5 Dahinter steht die entschlossene Absage an das traditionelle Modell der Dienstleistungs- oder Versorgungskirche, wie es die kirchliche Szenerie weithin beherrscht. Ausgangspunkt für dieses Modell ist das menschliche Bedürfnis nach Religion, wie es besonders an den Höhepunkten des menschlichen Lebens vorhanden ist, der Wunsch nach religiöser Überhöhung biographischer Daten wie Geburt, Hochzeit oder Tod. Dieses Bedürfnis wird durch die Kirche befriedigt; Menschen werden religiös „versorgt“ — durch Sinnstiftung bei profanen Lebensstationen, durch Deutung menschlicher Schicksale, durch Tradierung bestimmter Normen. Die Folge ist, daß aus Gemeindegliedern allzu leicht religiöse Konsumenten werden, aus Pfarrern geistliche Zeremonienmeister, aus der Kirche ein Versorgungsinstitut.

2.6 Damit soll die Dienstleistungs- und Versorgungskirche freilich nicht völlig verworfen werden. Wenn der christliche Glaube die „vera religio“ ist, wie Calvin sagt, dann muß die Kirche — in welcher Gestalt sie auch existiert — die „religiösen“ Erwartungen ihrer Mitglieder aufnehmen und beantworten. Insofern ist es ganz selbstverständlich, daß die Kirche ihre Glieder begleitet und an den wichtigsten Lebensstationen präsent ist. Dienstleistungskirche und missionarische Kirche stehen deshalb auch nicht in einem letzten, unversöhnlichen Gegensatz zueinander. Vielmehr können sie im Sinn einer „missionarischen Volkskirche“ durchaus zusammengehen, wenn man Gottesdienst und Amtshandlungen (Taufe, Trauung, Beerdigung) — als dominierende Formen religiöser „Dienstleistung“ — in der Perspektive des Missionsauftrags sieht und als Ausdruck der kommunikativen Grundstruktur der Kirche wertet. Das Leitbild dafür ist das Modell vom Leib und den Gliedern, wie es der Apostel Paulus immer wieder gern verwendet hat (Röm. 12; 1. Kor. 12; Eph. 4, 11–16). In diesem Bild wird eine Dynamik sichtbar, die dem Wesen der Gemeinde entspricht. Diese Dynamik kann aber nur dann zur Wirkung kommen, wenn Haupt und Glieder miteinander verbunden sind wie Weinstock und Rebe (Joh. 15, 1ff). Diese Verbindung immer wieder zu suchen und in ihr zu leben, ist Sinn und Wesen einer neuen, missionarischen Spiritualität, für die die Berufung zum Apostolat grundlegend wichtig ist. Ziel einer solchen Spiritualität aber ist das Wachstum des Leibes Christi, bis er die gesamte Menschheit umfaßt (Eph. 4, 13).

3. Die Mission, zu der wir unsere Gemeinden aufrufen, zielt auf die Festigung, Vertiefung und Ausweitung der „Gemeinschaft am Evangelium“ (Phil. 1, 5) und setzt deshalb neue Prioritäten.

3.1 Wir haben uns daran erinnern lassen, daß der Leib Christi wachsen soll. Damit ist gesagt, daß auch die Mission, zu der wir die Gemeinden aufrufen, auf Wachstum angelegt sein muß, keineswegs auf Schrumpfung. Es gibt ja heute nicht wenige Stimmen, die einen Prozeß der „Gesund-

schrumpfung“ für notwendig halten und eine solche Entwicklung bejahen. Es mag sein, daß uns Gott in magere und dürftige Zeiten hineinführt, in denen auch unsere Gemeinden schrumpfen. Aber ein Ziel unserer Arbeit kann dies wahrlich nicht sein.

(Beifall)

Leben ist auf Wachstum angelegt, und Leben aus der Kraft des Geistes Gottes ist es ja, das wir ersehnen und erbitten. In Amerika gibt es gegenwärtig eine große innerkirchliche Bewegung, die das Motto „Wachstum“ ganz groß auf ihre Fahnen geschrieben hat: Wachstum in der eigenen Persönlichkeit (personal growth), Wachstum in der Gemeinde (congregational growth), Wachstum in der Kirche (church growth). Man sucht ein „Wachstumsklima“ zu schaffen. Man ist nicht auf ein „Minimalchristentum“ eingestellt, sondern auf eine wachstümliche Glaubens- und Lebenshaltung, wie sie den apostolischen Briefen entspricht.

3.2 Mag mancher diese Gedanken auch für typisch amerikanisch halten und darin ein Abbild säkularer Wachstumsideologien finden, die heute durch das Scheitern des Fortschrittsdenkens ganz von selbst ad absurdum geführt werden, so muß man doch dagegenhalten, daß im Wachstumsdenken auch biblische Linien sichtbar werden, die wir nicht beiseite schieben können. Dabei wird es ganz wesentlich darauf ankommen, die rechten Ansatzstellen zur Förderung eines solchen Wachstums zu finden. In Amerika ist aus diesem Grunde das „Selbststudium“ der Gemeinden entwickelt worden, das helfen soll, die eigene Situation vor Ort ohne Schönfärberei und ohne Illusionen zu erkennen. Dabei geht es nicht nur um ein Erheben von Daten und Fakten im soziologischen und psychologischen Bereich, sondern darüber hinaus um ein Bewerten und Deuten dieser Tatbestände. Sie sollen eben die Ansatzpunkte liefern, die für das Wachstum der Gemeinde in die Tiefe und in die Weite von Bedeutung sind. So etwa lauten die Fragen:

- Wie ist unsere Gemeinde strukturiert? Was bestimmt ihr Erscheinungsbild? Wer gehört ihr an, und wer hat sich von ihr entfernt (Kirchenaustritt) oder entfremdet (distanzierte Kirchlichkeit)? Wie hoch ist etwa der Anteil ausländischer Arbeitnehmer?
- In welcher Umwelt lebt die Gemeinde, und wie wirkt diese Umwelt auf sie ein — soziologisch, psychologisch, geistig?
- Wie ist die Teilnahme der Gemeindeglieder am kirchlichen Leben zu beurteilen? Wo sind die Lücken und Schwachstellen? Welche Schichten der Bevölkerung werden nicht erreicht, bleiben fern?
- Wie ist der innere Zusammenhalt der Gemeinde? Welche Gruppierungen und Strömungen gibt es? Wie stellt sich der Kontakt mit anderen Gruppen und Einrichtungen im Umfeld der Gemeinden dar (Vereine, Schulen, Parteien usw.)?
- Welche Wirkungen gehen von der Gemeinde aus? Wie wird ihr Wort in der Öffentlichkeit eingeschätzt?

3.3 Die amerikanischen Freunde haben das „Selbststudium“ der Gemeinde in drei Teile gegliedert: finding the facts (die Tatsachen finden), evaluating the facts (die Tatsachen bewerten), working upon the facts (aufgrund der gewonnenen Erkenntnisse die Ansätze der Arbeit bestimmen). Die Absicht besteht also darin, die Herausforderungen in der Umwelt der Gemeinde zu erkennen und diese geistlich, theologisch, missionarisch, diakonisch zu beantworten. Ich kann mir den Beginn des Missionarischen Jahres 1980 eigentlich nicht anders vorstellen, als daß man auch bei uns ähnliche Anstrengungen unternimmt, um zu geistlicher Selbsterkenntnis zu kommen und daraus jene Ansatzpunkte zu gewinnen, von denen aus der Prozeß des Wachstums der Gemeinde gefördert werden kann. Sprechen wir davon, daß die Gemeinde selbst Trägerin von Mission und Evangelisation ist — und dies ist theologisch notwendig —, dann muß ein Modell des missionarischen Gemeindeaufbaus gefunden werden, das bei der geistlichen Selbsterkenntnis einsetzt und den Mut zu neuen Prioritäten aufbringt.

3.4 „Priorität Numero eins“ heißt dann zweifellos: Wachstum im Glauben. Wie kann „Gemeinschaft am Evangelium“ (Phil. 1, 5) zustande kommen und wachsen bis zur „vollen Mündigkeit in Christus“ (Eph. 4, 16), wenn nicht der Glaube am Anfang steht? Hier aber liegt wahrscheinlich die schwächste Stelle, wenn wir die Situation richtig beurteilen: in der Frage nach dem „Christ werden“. Man muß dem Ratsvorsitzenden der EKD, Landesbischof D. Helmut Class, sicher beipflichten, wenn er bereits auf der EKD-Synode im November 1976 in Braunschweig feststellte:

3.4.1 Wir stehen vor der Aufgabe, „die Volkskirche in ihrem Zentrum und an ihren Rändern evangelistisch zu durchdringen. Es gilt, die gute Nachricht allen so zu vermitteln, daß sie als tragfähiges Fundament des Lebens verstanden und erfahren werden kann. Angesichts einer Grundstimmung von Unsicherheit ist es heute wichtig zu betonen, was den Glauben begründet und wachsen läßt. Im letzten Jahrzehnt haben wir die Bedeutung des Evangeliums für das Zusammenleben der Menschen mit Recht unterstrichen. Aber haben wir dabei nicht zu schnell vorausgesetzt, daß der Zugang zum Glauben allen Mitgliedern der Kirche selbstverständlich gegeben sei? Gewisse Ermüdungserscheinungen und die innere Emigration vieler evangelischer Christen hängen sicher damit zusammen, daß sich die Rede vom Glauben weitgehend auf die Konsequenzen des Glaubens verlagert hat.“

3.4.2 Worauf Bischof Class hier mit Recht seinen Finger legt, ist die Tatsache, daß wir als Prediger meist zu schnell bei den Konsequenzen des Glaubens sind, also bei ethischen Fragen, und zu wenig über seine Grundlegung und Entstehung sagen. Wir setzen den Glauben voraus, statt ihn zu wecken. Eben darum aber geht es in der Evangelisation. Sie will Menschen helfen, die ersten Schritte des Glaubens zu tun. Sie will in elementarer und fundamentaler

Weise die Bedeutung der Christusbotschaft für jeden einzelnen zeigen und zu persönlicher Entscheidung herausfordern. In diesem Sinne heißt es schon in den Dokumenten von Evanston 1954 zur Frage der Zielsetzung in der Evangelisation: „Menschen zu Christus als zu ihrem Herrn und Heiland bringen und sie teilnehmen lassen an seinem ewigen Leben. Das ist der Kern der Sache. Es muß zu einer persönlichen Begegnung mit Christus kommen.“ Ähnlich äußert sich die Lausanner Verpflichtung von 1974: „Ziel ist es, Menschen zu bewegen, zu Christus persönlich zu kommen und so mit Gott versöhnt zu werden“ (Ziff. 4, 6, 1).

3.4.3 Fragen wir, wie es zur „Schwachstelle“ gerade im Bereich des „Christwerdens“ in unserer Kirche gekommen ist, so müssen wir das Problem der religiösen Sozialisation ansprechen. Man vertraute jahrhundertlang darauf, daß der christliche Glaube sich auf dem Weg der volkskirchlichen Tradition in Familie, Schule, Kirche und Gesellschaft fortpflanzen würde. Dieses Vertrauen ist heute erschüttert; denn Familie, Schule und Gesellschaft sind heute keineswegs mehr zuverlässige Vermittler des christlichen Glaubens. Was wir deshalb brauchen — ohne die Aufgabe der religiösen Sozialisation zu vernachlässigen und gleichsam als komplementäre Ergänzung dazu —, ist ein „zweiter Anlauf“, um Menschen dazu zu bewegen, „ihr kleines menschliches Ja zum großen göttlichen Ja“ — so Karl Barth — zu sagen. Dies eben ist die Absicht der Evangelisation, die um des Christwerdens willen neue Priorität in unserer Kirche bekommen muß. Wenn wir mit gutem Gewissen weiterhin Kinder taufen wollen, wenn wir gerade aus missionarischen Gründen die Volkskirche erhalten möchten, dann müssen wir auch zu einer Verkündigung bereit sein, bei der es um die Weckung und Entstehung des persönlichen Glaubens an Christus geht, um die ersten Schritte eines Lebens mit Christus, um die Anfangsgründe mündigen Christseins. Evangelisation ist deshalb nicht eine bestimmte Veranstaltungsform der Kirche, sondern eine Dimension ihres gesamten Lebens. Es ist zwar auch Veranstaltungsform — ich komme darauf noch zu sprechen —, aber in diesem Sinne zunächst Dimension ihres ganzen Lebens. Evangelisation wird gewiß immer durch das mündlich vermittelte Wort geschehen; aber dieses Wort ist nicht auf eine bestimmte Veranstaltungsform beschränkt, sondern kann sich überall ereignen: in der Jugendarbeit wie in der Diakonie, in der Seelsorge wie in der Bildungsarbeit. Aber nur wenn die ersten Schritte im Glauben gemacht werden, können die weiteren folgen; nur wenn die Saat des ausgestreuten Gotteswortes auf guten Boden fällt, kann es zu jenem Wachstum kommen, das zur Mündigkeit des Glaubens führt und das die „Gemeinschaft am Evangelium“ festigt, vertieft und ausweitet.

3.5 „Priorität Numero zwei“ heißt: Wachstum in der Liebe, in der Gemeinschaft untereinander. „Gemeinschaft am

Evangelium" will sich immer wieder als „communio sanctorum“ verwirklichen. Hier halten wir es mit Zinzendorfs Wort: „Ich statuiere kein Christentum ohne Gemeinschaft.“ Daß diese Frage jedoch auch in den Kontext von Mission und Evangelisation gehört, hat schon die Weltkirchenkonferenz von Evanston 1954 gezeigt, als sie erklärte, daß es in der Evangelisation — gleichsam als zweite Zielsetzung — auch darum gehe, „Menschen in das volle Leben der Kirche einzuführen“, denn „ein isolierter Christ, wenn es ihn geben könnte, wäre in einer traurigen Lage“. Wenn Christwerden bedeutet, ein Glied am Leibe Christi zu werden, dann kann es in der Tat keine isolierte Christen geben, sondern immer nur Christen, die in einer personalen Gemeinschaft — über ethnische, religiöse und kulturelle Grenzen hinweg — zusammengehören. Dann dürfen wir auch nicht an den Grenzen des eigenen Kirchentums haltmachen, sondern müssen das Missionarische Jahr zum Anlaß nehmen, noch mehr Gemeinsamkeit in Zeugnis und Dienst mit anderen Kirchen und Gemeinschaften zu suchen.

3.5.1 Es soll in diesem Zusammenhang nicht verschwiegen werden, daß es in der ökumenischen Diskussion über „evangelism“ auch Kritiker gegeben hat, die diese Auffassung als einen gefährlichen „Ekklesiozentrismus“ bezeichnet haben, der abgelehnt werden müsse. Die traditionelle Reihenfolge „Gott — Kirche — Welt“ — so forderten sie — müsse so verändert werden, daß es in Zukunft heiße: „Gott — Welt — Kirche“. Diese extreme Kritik am „Ekklesiozentrismus“ hat sich indessen nicht durchgesetzt. Auch auf der Weltmissionskonferenz 1973 in Bangkok wurde als Normalfall christlicher Gemeinschaft die „Ortskirche“ angesehen, d. h. eine Gemeinschaft, die institutionell verfaßt ist und sich als Sammlung der getauften Christen in einem abgegrenzten Raum darstellt. Diese „Ortskirche“ — in welcher rechtlichen Gestalt auch immer — wird nicht nur als Trägerin der Evangelisation in ihrer Umwelt angesprochen, sondern ebenso als „Missionsziel“, denn es wird erwartet, daß sie wächst, wobei das Wachstum in doppelter Richtung ausgelegt wird — ein Zitat von Bangkok 1973 —: „Unter Wachstum verstehen wir den zahlenmäßigen Zuwachs der Kirche und das Heranwachsen des neuen Menschen (des „Menschen in Christus“) in jedem Individuum.“

3.5.2 Vielleicht werden wir zögern, diese Aussagen, die so stark klingen, unbesehen auf unsere Kirche und auf unsere Gemeinden anzuwenden, wenn wir ihre Schwächen und Unzulänglichkeiten vor Augen haben. Kirche, Gemeinde — wer denkt dabei schon an personale Gemeinschaft? Stehen nicht Vorstellungen von Ämtern und Gebäuden, von Organisation und Bürokratie im Vordergrund? Stoßen wir — gerade bei der Evangelisation — nicht immer wieder auf beängstigende Zeichen von Kontaktschwäche, so daß die Frage entsteht: Wohin mit den Menschen, die durch evangelistische Bemühungen zum Glauben kommen? Gerade wenn es uns um das Wachstum in der Gemeinschaft geht, dürfen wir auf Kirchenkritik nicht verzichten. Doch

sollte es eine Kritik sein, die aus der Liebe geboren ist und die deshalb Wege der Besserung und Erneuerung sucht. Ohne Institutionalisierung wird es in den Kirchen und Gemeinden indessen nicht gehen, denn nur sie verbürgt Kontinuität und Stetigkeit. Doch wird es gefährlich, wenn die institutionellen Strukturen beherrschend werden und die personellen Momente verdrängen.

3.5.3 Hier muß heute eine Gegenbewegung einsetzen — und das „Missionarische Jahr 1980“ sollte den Impuls dazu liefern. Dabei sollte bedacht werden, daß die Gemeinden, die uns im Neuen Testament vorgestellt werden, immer eine „zelluläre Grundstruktur“ erkennen lassen, und diese zelluläre Grundstruktur ist es, die wir heute wieder gewinnen müssen. In unserer Zeit und Situation heißt das: Förderung der kleinen Gruppe, die sich um Bibel und Gebet sammelt und sich zumeist einem konkreten Dienst missionarischer, diakonischer oder seelsorgerlicher Art verpflichtet weiß. So gibt es Hauskreise, Hausbibelkreise, Besuchsdienstgruppen und andere Formen von Dienstgruppen heute in vielen Gemeinden. Anhand von Berichten aus den Landeskirchen sowie aus den evangelistisch-missionarischen Werken ist festzustellen, daß die „Hauskreis-Bewegung“ in den letzten Jahren in auffälliger Weise gewachsen ist, und ich werte dies als positives Zeichen, denn gerade in der kleinen Gruppe kann jene Festigung, Vertiefung und Ausweitung der „Gemeinschaften am Evangelium“ geschehen, auf die wir mit dem Missionarischen Jahr 1980 abzielen. Zugleich wird uns damit die Angst vor der kleinen Zahl genommen, die uns immer wieder beschleicht, wenn wir nur die zwei oder drei sehen, die sich im Namen Jesu Christi zusammenfinden. Aber auf diesen zwei oder drei liegt die Verheißung, sofern es wirklich sein Name ist, der sie zusammenbringt und leitet.

3.6 „Priorität Numero drei“, mit der ich diesen Abschnitt abrunden möchte, lautet: Wachstum in der Hoffnung. Es mag manchen geben, der kritische Vorbehalte gegen die Hoffnungstheologie von Jürgen Moltmann hat, weil er sie als Einseitigkeit oder Verkürzung empfindet. Aber wer sich mit dieser Theologie auseinandersetzt, wird entdecken, daß wir die Hoffnung in unserer traditionellen Theologie vielleicht zu sehr oder ausschließlich auf die letzten Dinge bezogen haben, auf Tod und Auferstehung und Ewigkeit, daß wir sie zu wenig als Kraft begriffen haben, die vorausgreifend und verändernd den Lauf des Evangeliums in der Welt vorantreibt. Wenn Jochen Margull die Evangelisation als „Hoffnung in Aktion“ bezeichnet, so läßt sich dies anhand der Kirchengeschichte verifizieren. Denn die Kraft der Hoffnung war es, die die Apostel beflügelte, gegen eine Welt von Gegnern und Widersachern als Zeugen ihres Herrn aufzutreten, und die Kraft der Hoffnung ist es, die auch heute den Lauf des Evangeliums in der Welt vorantreibt, weil sie für jeden Menschen und für die ganze Welt die Vision einer großen Erneuerung hat: das Kommen des Reiches Gottes, wie wir es heute früh in der Andacht gehört haben.

3.6.1 Wir stehen heute vor einer Welle von Widerspruch gegen den christlichen Glauben, vor einer oft beispiellosen Härte der Kirchenkritik oder vor Mauern unzugänglicher Gleichgültigkeit, kurz: vor einem radikalen Säkularismus, der uns besorgt macht oder gar verzagen läßt. Entmutigung und Resignation breiten sich aus, und es besteht die große Gefahr, daß wir uns auf die beschränken, die ohnehin noch kommen. Was wir in dieser Situation brauchen, ist neuer Mut und neue Zuversicht, wie die Hoffnung sie entzünden kann. Diese Hoffnung gründet sich nicht auf große Zahlen oder vorweisbare Erfolge. Sie macht vielmehr von jedem Erfolgszwang frei, weil sie ganz und gar auf die Verheißungen Gottes gegründet ist. Was Martin Luther von der Struktur des Glaubens sagt, das gilt auch für unser Handeln in Mission und Evangelisation: Wir sollen Gott beim Wort nehmen und ihm (sagt Luther) „den Sack seiner Verheißungen vor die Füße werfen“. Dann werden wir erfahren, daß diese Verheißungen keine leeren Versprechungen sind, sondern Angebote, auf einen noch unbekannten Boden zu treten, der sich aber ganz gewiß als fest und tragfähig erweisen wird. Das Denken in Erfolgskategorien bis hin zum Erfolgszwang — und Erfolgszwang, das muß man wohl sagen, ist immer wieder die große Versuchung in Mission und Evangelisation — wird auch das „Missionarische Jahr 1980“ wie ein Schatten begleiten und nicht selten in Versuchungen oder in Gefahren der Suggestion und Manipulation führen. Wir werden solche Gefahren nur überwinden, wenn wir unsere Hoffnungen nicht auf das „Gewinnen der ganzen Welt“ setzen, sondern auf die Verheißungen Gottes, die freilich immer neu und immer wieder im Gebet und Handeln ergriffen werden müssen.

3.6.2 Noch vor einer anderen Gefahr müssen wir warnen: als wäre die Hoffnung nur eine Gesinnung, die weit oberhalb unserer irdischen Welt in einer *civitas platonica* angesiedelt ist, der Traum von einer heilen Welt, der sich zuletzt als unerfüllbare Utopie erweist. Jürgen Moltmann will in seiner Hoffnungstheologie gerade zeigen, daß die Hoffnung mit dem Reiche Gottes einen realen Bezugspunkt hat, der sie zur Antriebskraft für eine neue Praxis macht, für eine neue Praxis, die sich — so Moltmann — in doppelter Richtung auswirkt: als missionarische Verkündigung und als schöpferische Nachfolge. In der missionarischen Verkündigung werden Menschen aufgerufen, von ihren falschen Wegen umzukehren und ihr Leben im Blick auf das Kommen des Reiches Gottes zu verändern. In der schöpferischen Nachfolge geht es dann um jene Schritte, die der Glaube tut, um in der Jüngerschaft Jesu dem Willen Gottes und dem Kommen seines Reiches den Weg zu bereiten. Ähnlich, wenngleich in anderer Diktion, formuliert es John R. W. Stott in seinem Vortrag auf dem Internationalen Kongreß für Weltevangalisation in Lausanne 1974:

„Bekehrung nimmt den Bekehrten nicht aus der Welt heraus, sondern sendet ihn dahin zurück, dieselbe Person in dieselbe Welt, und dennoch

ein neuer Mensch mit neuen Überzeugungen und neuen Maßstäben.“ Und mit einer neuen Hoffnung — so fügen wir hinzu —, mit einer Hoffnung, die den Horizont des Reiches Gottes aufreißt und über den inneren Kreis von Kirche und Gemeinde hinausdenken läßt.

3.6.3 In dieser Zuspitzung ist „Befähigung zu Zeugnis und Dienst“ auch im Positionspapier für das Missionarische Jahr 1980 als eines der Ziele genannt, zu dem wir unsere Gemeinden jetzt aufrufen. Dazu wird die These 5 der Lausanner Verpflichtung zitiert, in der es heißt: „Wenn Menschen Christus annehmen, so kommen sie durch Wiedergeburt in sein Reich. Sie müssen versuchen, seine Gerechtigkeit nicht nur darzustellen, sondern sie inmitten einer ungerechten Welt auch auszubreiten. Das Heil, das wir für uns beanspruchen, soll uns in unserer gesamten persönlichen und sozialen Verantwortung verändern.“ Es ist bekannt, wie hart in den letzten Jahren diese Zielsetzung evangelistisch-missionarischen Handelns umstritten war. Immer wieder wurden Alternativen daraus gemacht, die uns vor ein Entweder — Oder stellen oder zumindest eine bestimmte Prioritätenfolge aufnötigen wollten: Verkündigung oder Dienst, personales oder soziales Handeln, politisches Engagement oder missionarische Aktion. Gerade das Zitat aus der Lausanner Verpflichtung zeigt aber, daß es hier keine Alternativen geben darf, sondern daß zu tun ist, was die Stunde gebietet. „Die Evangelisierung der Welt“, so sagt Papst Paul VI. in seiner Enzyklika „*Evangelii nuntiandi*“ 1975, die sich mit der „Evangelisierung der Welt“ beschäftigt, „geschieht vor allem . . . durch das gelebte Zeugnis der Treue zu Jesus, dem Herrn . . .“. Aber er fügt hinzu: „Doch ist dieses Zeugnis niemals ausreichend . . . wenn es nicht erklärt und begründet, was Petrus mit dem Wort meint: *Reichenschaft* geben über die Hoffnung, die in uns ist“ (1. Petr. 3, 15).

4. *Die Mission, zu der wir unsere Gemeinden aufrufen, ist die Anleitung zu einem Leben mit Christus, das sich im Rhythmus von Sammlung und Sendung vollzieht und darin wächst.*

4.1 Leben vollzieht sich immer in bestimmten Rhythmen: Einatmen und Ausatmen, Ruhe und Bewegung, Konzentration und Expansion, Regression und Progression und wie die komplementären Begriffe alle heißen. Das gilt auch für das Leben mit Christus, zu dem die Gemeinde mit allen ihren Gliedern berufen ist. Anders ist Wachstum nicht möglich; anders muß Leben, das einmal begonnen hat, verkümmern. Die Biologie hat nachgewiesen, daß dies schon für den vegetativen Bereich gilt: Pflanzen ziehen sich gelegentlich in sich selbst zurück, bevor ein neuer Impuls des Lebens sie wieder im Wachstum vorantreibt. Wieviel mehr gilt dies für die seelischen, geistigen und geistlichen Bereiche des menschlichen Lebens!

4.2 Der Lebensrhythmus, in dem Kirche und Gemeinde sich bewegen, um wachsen und reifen zu können, heißt: *Sammlung und Sendung*. Die Glieder des Leibes Christi kommen zusammen

und gehen wieder auseinander: gesammelt von Christus, gesendet von Christus, der das Haupt ist. Der Ort der Sammlung ist der Gottesdienst, die Gruppe, das Beisammensein in der Gemeinschaft der Christen. Der Ort der Sendung ist die Familie, der Beruf, die Arbeits- und die Freizeitwelt. Man kann nicht nur in der Sammlung leben, sonst stirbt man an Überernährung. Man kann ebenso wenig nur in der Sendung existieren, sonst verausgabt man sich und stirbt an Unterernährung. Ein Wachstum ist nur möglich, wenn das Leben um beide Pole kreist und sich in diesem Beziehungsfeld immer entschiedener und immer bewußter bewegt. Auf die Balance kommt es an.

4.3 In der theologischen Diskussion hat man die Begriffe „Sammlung“ und „Sendung“ gelegentlich als „Leerformeln“ bezeichnet, die nur formale Bedeutung haben könnten. Dabei hat man offensichtlich übersehen, daß beide Begriffe inhaltlich qualifiziert sind, wenn man sie auf das Leben mit Christus bezieht. Dann sind sie eben nicht Bezeichnungen für einen Veranstaltungszyklus der Gemeinde, sondern Lebensäußerungen, die zur Existenz des Christen in der Welt notwendig hinzugehören. Sammlung bedeutet dann: Ich empfangen etwas; Gott macht mich seiner Annahme gewiß; er schenkt mir Zuspruch, Vergebung, Hilfe und Kraft. Sendung aber bedeutet: Ich gebe etwas weiter an andere Menschen; ich teile mit, was ich empfangen habe; ich vermittele, was sich mir erschlossen hat: durch mein Wort, durch mein Handeln, durch mein Verhalten, durch mein Sein.

4.4 Leben mit Christus im Rhythmus von Sammlung und Sendung ist allerdings kein Gesetz, das mir auferlegt ist, keine Verpflichtung, die ich übernehmen muß, um mein Soll als Christ zu erfüllen. Es ist vielmehr ein Angebot, von dem ich Gebrauch machen darf, weil mein Leben dadurch größeren Tiefgang, weitere Horizonte und überzeugendere Zielperspektiven gewinnt. Deshalb wäre es aber auch nicht gut, wenn ich dies Angebot verschmähen würde. Ich brauche es ja, daß ich immer wieder auf Christus hin gesammelt werde, daß ich in seiner Nähe weile, daß ich auf seine Weisung achte. Da sind die ungelösten Probleme meines Lebens; da sind die Konflikte in der Gemeinde; da sind die Frustrationen in meinen Versuchen, als Zeuge und Bote Christi in der Welt zu wirken: in meiner Familie, in meinem Beruf, in meiner Umwelt. Bleibt dies alles ungelöst, unberührt und nicht aufgehoben vom Zuspruch der Gnade, so wird es zum Klotz am Bein, zum Hemmschuh, zum Hindernis für meine Existenz als Christ in der Welt. Gerade wenn es mir um die Sendung geht, wenn ich mit Zeugnis und Dienst in der Welt Ernst machen möchte, brauche ich die Sammlung auf Christus hin, weil sie ja zugleich Zurüstung bedeutet. Denn in der Sendung habe ich es mit Widerständen zu tun, hinter denen säkulare Mächte und Gewalten stehen, die stärker sind als ich. Wenn Sendung, wie der schwedische Theologe Gustaf Wingren sagt, ein „Kampfgeschehen“ ist, dann zielt Sammlung auf das Angetanwerden mit jener „geistlichen Waffenrüstung“, von der im 6. Kapitel des Epheserbriefs die Rede ist.

4.4.1 Diese Sammlung kann allerdings verschiedene Formen haben. Wir denken an den Gottesdienst der Gemeinde, an die Bibelarbeit im Hauskreis, an die Bibelwoche im Ablauf des Kirchenjahrs, an Gebetsversammlungen vor Evangelisationen, an mancherlei neue Versuche mit Meditation, Einkehr und Stille. In welcher Form auch immer, in der Sammlung geht es um die Gemeinschaft mit Gott, um die Befähigung zu einem Leben in seiner Kraft und Vollmacht, um die Offenheit für das Wirken seines Geistes. Wenn es in der Apostelgeschichte heißt, daß die erste Gemeinde „beständig in der Apostel Lehre, in der Gemeinschaft, im Brotbrechen und im Gebet“ (Apg. 2, 42) geblieben ist, so sind damit die wesentlichen Elemente genannt, die für die Einheit der Gemeinde mit ihrem Herrn wichtig sind. Heute werden wir sagen: Hören auf das Wort, Teilhabe am Gemeindeleben, Ernstnehmen der Sakramente, Einübung ins Gebet. Wer Evangelisation will, also Sendung, Ausbreitung des Evangeliums in die Welt, darf Gottesdienst, Gebet, Askese und Gemeinschaft nicht verachten, sondern muß sie suchen, wenn er sich seinem Herrn nicht entfremden will. „Die Gemeinde, die ihre Sendung bejaht und begreift, kann nur dann mit Christus unterwegs sein, wenn sie sich ständig ihrem Haupt und Herrn zuwendet . . . Es gibt keine Teilhabe an seinem Dienst ohne Teilhabe an seinem Leben. Bevor Jesus seine Jünger sendet, tritt er selbst in ihre Mitte. Er beruft und bevollmächtigt sie, rüstet sie aus mit seinem Geist und bindet sie an seine Gebote und Verheißungen. Diese Erkenntnis muß Arbeitsweise und Stil der Volksmission bestimmen . . . Priorität besitzen: Stille und Gebet, Hören und Gehorchen, Selbsterkenntnis und Buße, Vergebung und Erneuerung, Abbau selbstbezogener Aktivität und Hingabe an Christus. Auch im Leben der Gemeinde muß diese Rangordnung erkennbar sein und dazu helfen, daß die Quellen des missionarischen Dienstes offenbleiben“ (Auftrag und Dienst der Volksmission, hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste, S. 5 f).

4.5 Aber Christus ist kein ortsfester Baal, der an einer bestimmten Kultstätte angebetet und geehrt werden will, sondern er ist der Herr der Welt, dessen Herrschaft allen Menschen kundwerden soll. Deshalb weist er seine Gemeinde immer wieder über sich selbst hinaus, macht sie zur Exodus-Gemeinde und vertraut ihr seine Sendung an, mit der er sein Heil aller Welt vermitteln will. „An Christus teilhaben“, so hat es die Weltmissionskonferenz in Willingen 1952 formuliert, heißt: „an seiner Sendung teilhaben“. Es ist der Gemeinde, die sich nach Jesus Christus nennt, deshalb nicht erlaubt, sich in die eigenen Mauern zurückzuziehen, sondern sie soll mit Christus unterwegs sein zu den Menschen: zu den Nahen und den Fernen, zu den Gottesfürchtigen und den Gottlosen, zu den Fröhlichen und den Traurigen. Denn sie alle brauchen das Evangelium, um in der „herrlichen Freiheit der Kinder Gottes“ (Röm. 8, 21) leben zu können.

4.5.1 Gewiß ist die Gemeinde Trägerin der Sendung. Aber jeder Christ muß diese

Sendung mitvollziehen, damit sie wirksam werden kann. Wenn mit unserer Berufung zum Glauben nicht nur wir selbst gemeint sind, sondern zugleich Mitmenschen neben uns, dann müssen wir immer mehr lernen, uns als Boten, Zeugen und Diener Jesu Christi in dieser Welt zu verstehen, um andere in die „Gemeinschaft am Evangelium“ hinein-zulocken. Hier stehen wir in einem Lernprozeß, der allerdings erst begonnen hat. Traditionellerweise spricht man im einstigen „christlichen Abendland“ von seinem Glauben ja nicht. Religion versteht sich von selbst oder gehört zur Privat- und Intimsphäre, in die man lieber nicht eingreifen sollte, und Emanzipation wird heute weithin, vor allem von der jungen Generation, so verstanden, daß man seine Kinder weder taufen noch christlich unterweisen läßt, weil man sie ja damit einer Fremdbestimmung aussetzen würde, die möglicherweise schädigend auf ihre psychische Entwicklung zurückwirkt. In dieser Atmosphäre Bote, Zeuge und Diener Jesu Christi zu sein, erfordert Mut. Aber wer mit Christus lebt, wird nicht anders können, als ihn zu bekennen. „Die Laien sind die Missionare des 20. Jahrhunderts“, so hat bereits die Weltkirchenkonferenz in Evanston 1954 proklamiert. Dieses Programm gilt es, jetzt in die Wirklichkeit umzusetzen und damit zugleich den neutestamentlichen Gedanken des Priestertums aller Gläubigen, den die Reformatoren neu entdeckt haben und den wir so gelegentlich als Fahne hochhalten, aus der Sphäre der theologischen Reflexion oder der Selbstbehauptung in lebendige persönliche Praxis zu überführen.

4.5.2 Was dabei weithin fehlt, ist die Gesprächsfähigkeit für Fragen des Glaubens. Wird diese Sprachlosigkeit heute schon bei Theologen beklagt, wieviel mehr gilt dies für Nichttheologen! Als man in der Zeit des Nationalsozialismus auf diesen Tatbestand stieß, hat die Volksmission die Bibelwoche begonnen, die übrigens in der badischen Landeskirche im Jahre 1937 begonnen hat. Hier fand die erste vorbereitende Konferenz für eine Bibelwoche unter der Leitung von Heinrich Rendtorff, Friedrich Hauß und Helmut Kern aus Bayern statt. Damit war das Signal gegeben für die ganze Bibelwochenbewegung, die, so möchte ich sagen, auch heute noch als Elementarstufe der theologischen Erwachsenenbildung gelten sollte. Es sind „Jahresringe geistlicher Erkenntnis“, die sich dadurch bilden können; gleichzeitig wird die Gemeinde angeleitet, „ihr Leben aus der Bibel zu nähren“ (Evanston 1954). Die Bibelwoche steht deshalb bewußt am Anfang des „Missionarischen Jahres 1980“ und stellt als „Vaterunser-Woche“ den ersten Schwerpunkt dar, möglichst noch zu dem Termin, den wir früher immer hatten, nämlich in der ersten Woche des neuen Kirchenjahres. Aber das Programm einer theologischen Erwachsenenbildung muß angesichts der verwirrenden Vielfalt von Religionen, Ideologien und Weltanschauungen, die uns in unserer pluralistischen Gesellschaft umgeben, zweifellos noch mehr umfassen: von der Entfaltung der zentralen Glaubensinhalte — etwa im Sinn des

von der badischen Volksmission entwickelten Konzepts der „Theologie für Nichttheologen“ oder des Evangelischen Erwachsenenkatechismus — bis zur Befähigung, den Dialog mit Andersdenkenden zu führen und dabei zu lernen, die Geister zu unterscheiden.

4.5.3 Doch sollte dieser Dialog weder im akademischen Stil geführt werden noch in der Haltung apologetischer Abwehr, sondern vielmehr in der Weise der „persönlichen Evangelisation“, wie man diese Art des Zeugendienstes in der Ökumene nennt. „Persönliche Evangelisation“, das bedeutet: In einem Gespräch mit Andersdenkenden oder Andersgläubigen bin ich niemals nur „Dialogpartner“, der in Anknüpfung und Widerspruch seine Überzeugung zur Geltung zu bringen versucht, sondern immer zugleich „Zeuge“, der für die großen Taten Gottes einsteht, die man argumentativ nicht beweisen kann. Ich rede nicht in der Diktion des „Man“, sondern des „Ich“, wie wir es übrigens auch von erprobten Methoden der Pastoralpsychologie lernen können. Ich bewege mich auch nicht im Stil der intellektuellen Auseinandersetzung, die Distanz schafft, sondern im Stil der brüderlichen Solidarität, in der, wie der heimgegangene große ökumenische Theologe D. T. Niles es gesagt hat, „ein Bettler dem anderen sagt, wo es Brot gibt“.

4.5.4 Wesentliche Komponenten dieser „persönlichen Evangelisation“ sind im Besuchsdienst enthalten, der freilich über das persönliche Engagement hinaus zugleich ein geordneter gemeindlicher Dienst ist. Diese Einbettung in die Gemeinde hat nicht nur formalen Charakter, sondern auch inhaltliche Bedeutung. Wer im Besuchsdienst tätig ist, hat die Beauftragung der Gemeinde hinter sich. Er darf ihre Fürbitte in Anspruch nehmen und auf ihre Unterstützung rechnen. Angesichts zunehmender Vereinsamung und Kontaktlosigkeit, in der heute viele Menschen leben, gibt es gegenwärtig kaum einen anderen missionarischen Dienst, der an Bedeutung dem Besuchsdienst gleichkäme. Allerdings gehört eine gründliche Schulung dazu und eine ständige seelsorgerliche Begleitung, damit die Besucher nicht entmutigt werden, sondern ihren oftmals schweren und aufopfernden Dienst durchstehen können, vor allem in den Neubausiedlungen der modernen Großstädte.

4.5.5 Doch sind es natürlich auch noch andere Dienste, in denen sich die Sendung der Gemeinde und damit die Vermittlung des Evangeliums an die Entfremdeten und Fernstehenden vollzieht. Ich denke hier besonders an die diakonischen Aufgaben, die sich im Umfeld der Gemeinde stellen und für deren Erfüllung sich die Gemeinde verantwortlich wissen sollte. Die Behinderten und Gefährdeten gehören dazu, die Kranken und Süchtigen, aber auch die angeschlagenen Familien und besonders die Alten, deren Zahl gegenwärtig überproportional zunimmt. Wort und Tat sollten sich in solchen Diensten zu einem ganzheitlichen Zeugnis verbinden, denn der Mensch

ist nicht nur Seele, sondern auch Leib, und er ist nicht nur eine leib-seelische Einheit, sondern steht zugleich in einem sozialen Bezugsfeld, das für sein Leben entscheidende Bedeutung hat. Auch die ausländischen Arbeitnehmer möchte ich in diesem Zusammenhang erwähnen. Sie sind ein Missionsfeld besonderer Art. Wir beschäftigen uns zur Zeit beispielsweise sehr intensiv mit der Frage der Integration der islamischen Kinder in unsere Kindergärten.

4.5.6 In der Volksmission haben wir gelernt, im Rahmen der Sendung der Gemeinde zwischen permanenter und kontingenter Evangelisation zu unterscheiden. Permanente Evangelisation: Hierunter verstehen wir den stetigen und anhaltenden evangelistischen Einfluß, der von der Gemeinde auf ihre Umwelt ausstrahlt. Viele solcher Dienste sind gemeindlich geordnet; andere geschehen in der Stille, in der situationsbedingten Begegnung von Mensch zu Mensch oder im schlichten Vollzug von Gottesdienst, Wortverkündigung und Seelsorge. Neben dieser permanenten Evangelisation, die zur Existenz jeder rechten Gemeinde gehört, gibt es auch kontingente evangelistische Bemühungen, die von Fall zu Fall notwendig werden und deren Art sich aus der jeweiligen Situation ergibt. Hierzu rechnen Evangelisationswochen, kirchliche Wochen, Gebietsmissionen, Zelt-evangelisationen, gruppenspezifische missionarische Aktivitäten usw. Beide Formen — permanente und kontingente Evangelisation — sind notwendig. Dies möchte ich ganz besonders angesichts so mancher kritischen Anfrage aus Pfarrerkreisen betonen, die etwa in die Richtung gehen: Wozu überhaupt ein Missionarisches Jahr 1980? Tun wir in unseren Gemeinden nicht permanent einen missionarischen Dienst? Wir möchten diesen Aspekt — das werden Sie bemerkt haben — keineswegs beiseiterücken, sondern nachdrücklich unterstreichen. Doch eben deshalb sind auch kontingente evangelistische Bemühungen von Fall zu Fall, von Zeit zu Zeit notwendig: einerseits, um neue geistlich-missionarische Impulse zu vermitteln, andererseits, um die Entfremdeten und Fernstehenden anzusprechen, um damit die „Gemeinschaft am Evangelium“ wachsen zu lassen. Dabei werden wir bemerken, daß die Menschen unsere Sprache oft nicht verstehen, daß die Kommunikationswege sich schwieriger gestalten und daß Widerstände auf dem Plan sind, die die Menschen gefangen halten. „Evangelisation verlangt deshalb einen ständigen Lernprozess, der niemals abgeschlossen sein kann. Dabei können wir viel von den Partnerkirchen in Übersee lernen, wie ihnen auch unsere Unterstützung in ihrer Mission in ihrer Umwelt gelten muß.“

4.6 Sammlung und Sendung — lassen Sie mich damit abschließen — gehören zusammen. Ihre Nahtstelle ist der Augenblick, in dem die versammelte Gemeinde den Segen empfängt. Mit diesem Segen soll sie hinausgehen in die Welt; diesen Segen soll sie weitergeben; von diesem Segen soll sie sich umfassen wissen, wenn sie in Situationen kommt, da sie sich angefochten, ver-

loren und bedroht fühlt. Der erhöhte Christus spricht: „Werde wach und stärke das andere, das sterben will . . . Siehe, ich komme bald . . . Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt“ (Offb. 2 und 3).

(Lebhafter, anhaltender Beifall)

Präsident **Dr. Angelberger**: Sehr verehrter Herr Dr. Ulrich, Sie haben in wunderbarer und umfassender Weise die wesentlichen Punkte und Probleme des Hauptthemas unserer Tagung angesprochen und dargestellt. Sie haben durch den langen und starken Beifall Zustimmung und Dank erhalten. Ihre Ausführungen werden sowohl in den jetzt folgenden Gruppen-Gesprächen als auch ganz besonders heute nachmittag beim Podiumsgespräch, an dem Sie ja lebenswürdigerweise teilnehmen, zur weiteren Behandlung kommen. Haben Sie recht herzlichen Dank.

(Beifall)

Ich unterbreche die Plenarsitzung bis 15.30 Uhr.

(Unterbrechung von 9.55—15.30 Uhr)

Präsident **Dr. Angelberger**: Wir fahren in unserer unterbrochenen Plenarsitzung fort.

Zunächst gilt unser herzlicher Willkommensgruß Herrn Ordinatsrat Monsignore Dr. Gabel.

(Beifall)

Er ist in treuer Gewohnheit als Vertreter des Ordinariats Freiburg wieder zu uns gekommen. Herzlich willkommen!

Und nun hören wir ein Grußwort von Pfarrer Nomvete, der, wie ich Ihnen schon sagte, gerade jetzt mit seinem Kontaktstudium in Heidelberg begonnen hat. Er spricht englisch. Pfarrer Staudt aus Karlsruhe-Bergwald wird als Dolmetscher mitwirken.

Pfarrer **Nomvete**: Verehrter Herr Präsident! Liebe Angehörige der Synode! Ich bedaure sehr, es tut mir wirklich sehr leid, daß ich unfähig bin, Ihre Sprache zu sprechen, die Sprache einer Kirche, die so viel im Namen Jesu und der Christenheit für unser Land getan hat. Ich möchte darauf später noch einmal zurückkommen, aber zunächst einmal sagen: ich schäme mich fast, daß ich nicht Ihre Sprache sprechen kann.

Ich möchte Ihnen, Herr Präsident, sehr herzlich dafür danken, daß ich an dieser Konferenz teilnehmen kann und daß Sie sich bemüht haben, noch in letzter Minute das Programm umzuändern, damit ich hier sprechen kann.

Ich möchte zunächst sagen, daß wir, wenn wir in Afrika von Mission reden, notwendigerweise auf das letzte Gebot Jesu Christi zurückkommen, in dem er seinen Jüngern sagte: „Gehet hin in alle Welt und macht zu Jüngern alle Menschen und predigt die Vergebung der Sünden in Jerusalem und dann in Judäa und in Galiläa und in allen Enden der Erde.“ Ich bin mir durchaus bewußt, daß dieses Zitat aus der Bibel nicht wörtlich ist. Aber haben Sie keine Angst: ich werde hier einen Wiederholungskurs in Heidelberg mitmachen, um wieder etwas von der Bibel zu lernen, (Heiterkeit)

und ich werde mich bemühen, dann die Bibel korrekt zu zitieren. (Heiterkeit)

Was ich hier vermitteln möchte, ist, daß, wenn Jesus von den „Enden der Erde“ spricht, wir uns gemeint fühlen. Wir glauben, es war kein Zufall, daß das Evangelium nach Afrika kam; das war ein Teil des Gebotes Gottes.

Unglücklicherweise wurde das Kommen des Evangeliums mit einigen Begleitumständen verquickt, und diese unglücklichen Umstände möchte ich ein bißchen näher erläutern.

Ich spreche als einer, der zu einer Familie gehört, die schon in der vierten Generation Pfarrer hervorbringt, ich betrachte mich als einen, der einige Beziehung zur Kirche in Europa hat, und ich möchte als einer zu Ihnen sprechen, der zu seinen Brüdern spricht. (Beifall)

Zunächst möchte ich ein unglückliches Zusammenreffen innerhalb der Geschichte hervorheben. Als das Evangelium zu uns nach Afrika kam, kam es zur gleichen Zeit, als die Siedler zu uns kamen, man könnte sagen: der Kolonialismus zu uns kam. Als das Evangelium gepredigt wurde, kamen auch die Siedler in unser Land, und diejenigen, die als Missionare in das Hinterland Afrikas gingen, waren zugleich die Geistlichen, die Pastoren, die Betreuer der Siedler und der Soldaten dieser Siedler.

So war es sozusagen unvermeidlich, daß die Leute fühlten, daß sie beschwichtigt werden sollten, um diese Struktur der Siedler mit aufzunehmen und zu akzeptieren. Das war nicht beabsichtigt, aber es ist eine historische Tatsache, daß es so ist. Und weil es eine historische Tatsache ist, fiel damit eine große Verantwortung auf die Kirche. Deshalb ist es die Verantwortung der Kirche, sich reinzumachen von diesem Image, daß die Kirche die Kolonisierung unterstützt.

Es scheint, daß die Kirche diese Situation nicht verstanden hat, in welcher Unnormalität sie sich befindet, nachdem man das Evangelium gepredigt hat. Sie hat ihre Arbeit von der Kolonisierung nicht gut genug abgrenzen können.

Daher ist unter uns Afrikanern das Gefühl entstanden, daß es eine unvollendete Aufgabe des Missionsauftrages in Afrika gibt, und unsere Leute haben in dieser ganzen Zeit gewartet, daß diese unvollendete Aufgabe vollendet wird.

Ich möchte die Brüder hier darin erinnern, daß es in Südafrika zwei nebeneinander existierende, rivalisierende Gesellschaften gibt.

Da ist die weiße, die reiche, die besitzende und daher dominierende Gesellschaft, eine Gesellschaft, die komplett ist mit ihrer eigenen Kirche, mit ihren eigenen Liedern, mit ihren eigenen Ordnungen und ihrem eigenen Besitztum; und dicht daneben ist eine andere Kirche, die Kirche der Armen, die Kirche der Bedrückten, in sich selbständig mit ihren eigenen Gebeten, mit ihren eigenen Liedern, mit ihren eigenen menschlichen und gesellschaftlichen Mitteln. Und es werden keine Versuche gemacht, diese beiden verschiedenen Kirchen in Verbindung miteinander zu bringen. Hier fühlen die Afrikaner den Widerspruch der christlichen Botschaft.

Deshalb schreit die Kirche, zu der ich gehöre, zum Westen. Ich hätte so gern diesen Aufschrei in deutscher Sprache zu Ihnen ausgerufen.

Der Aufschrei meiner Leute ist folgender: Gewiß, ihr müßt kommen, um eure Aufgabe zu vollenden. Wir haben den Anfang der Botschaft von Christus gehört. Wir bitten euch, zu kommen, damit wir die logische Vollendung dessen verstehen. Wir haben die Botschaft des Friedensfürsten gehört. Kommt jetzt und helft uns, daß wir verstehen, wie dieses Reich Gottes in die Wirklichkeit umgesetzt werden kann!

Ich möchte, daß hier die Brüder alle wissen, daß diese Politik der „Heimatländer“ nur der Höhepunkt eines Ausschlußprozesses ist. Dieser Prozeß war schon seit langem im Gange. Wir versuchten ihn zu überwinden, indem wir Christen wurden. Es gab viele unter uns, die meinten, als wir Christen wurden, daß wir die Sache des schwarzen Mannes verrieten. Viele von uns dachten, daß wir uns zum Ausverkauf anböten, wenn wir Christen würden. Wir wissen, das ist nicht wahr. Aber das ist eine Logik der Ereignisse von heutzutage. Wir können es nicht durch Worte verleugnen.

Wir wissen, daß unsere Eltern nach einem Land ausschauten. Aber wir sind weit weg von diesem Land. Wir sind Christen, aber wir können die Privilegien der Jünger Christi nicht mit ihnen teilen. Wir sind erzogen und gebildet, und dennoch sind wir auch der Privilegien beraubt, die einem Gebildeten gehören. Viele von uns sprechen die eine oder andere der westlichen Sprachen — es tut mir, ich möchte es noch einmal sagen, leid, daß ich nicht deutsch sprechen kann —; es sind alles Versuche, damit wir nicht ausgeschlossen sind. Aber wir werden immer abgelehnt.

Und so rufen wir aus und fragen: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?

Aber ich danke Gott: einige Antworten sind doch auf diese Frage gegeben worden. Vor etwa fünf Jahren wurde in der Gegend, aus der ich komme, ein Projekt begonnen, mit dem die ökumenische Kirche in die Situation der Afrikaner geht, so wie sie ist. Diese Kirche spricht zu einer Frau, deren Mann weit weg in Johannesburg unter den Wanderarbeitern lebt und sagt zu ihr: „Frau, laß uns nicht weinen und trauern. Die Kirche hilft dir wenigstens, eine Ernte zu erzielen; und wir machen es für dich im Namen Christi. Wir werden diese Arbeit tun, die du nicht tun kannst. Aber wir werden dir auch einige Arbeit überlassen, die du selber tun kannst.“

In fünf Jahren hat sich die Situation in dem Gebiet, aus dem ich komme, total verändert. Denn jetzt können die Leute das Essen, das sie brauchen, selbst produzieren.

So können wir die Probleme lösen, die durch das Wanderarbeitssystem entstanden sind, und so können wir auch die Probleme der Wanderarbeiter aufnehmen, die, nachdem sie lange außerhalb gearbeitet haben, zurückkommen, um dort zu leben und zu sterben.

Ich bin dankbar, daß dieses Projekt, von dem ich geredet habe, von „Brot für die Welt“ gefördert wur-

de. Es ist eine Antwort auf die Frage vieler Leute: „Warum sind wir Christen geworden?“

Ich danke Ihnen, Herr Präsident, und ich danke Ihnen, meine Damen und Herren.

(Lebhafter, anhaltender Beifall)

Präsident **Dr. Angelberger**: Herr Staudt, sagen Sie bitte unserem Gast, daß wir ihm herzlich danken für diesen offenen Bericht, den er uns über seine Heimat erstattete mit dem Ausblick, den er für das erwähnte Projekt gegeben hat und der hoffentlich für das gesamte Gebiet alsbald zutreffen möge. Für seine Heidelberger Zeit wünschen wir alle ihm einen guten Erfolg, eine gute Verbindung mit unserer Kirche, damit er bereichert in seine Kirche zurückkehren kann.

(Beifall)

Nun darf ich den Moderator bitten, den nächsten Teil unserer Plenarsitzung zu bestreiten.

Gesprächsleiter **Dr. Engelhardt**: Herr Präsident! Meine Damen und Herren! Nach dem Plan des vorbereitenden Ausschusses für unsere Schwerpunkt-synode „Missionarisches Jahr“ soll jetzt zunächst, bevor wir auf dem Podium in die Diskussion eintreten, ein knapper Bericht über das gegeben werden, was sich in den verschiedenen Gruppen getan hat. Das kann keine umfassende Berichterstattung sein, sondern soll der Versuch sein, das Vielerlei, das in den verschiedenen Arbeitsgruppen — wir hatten deren sieben — zur Sprache gekommen ist, auf einige Grundfragen hin zu bündeln. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß quer durch die verschiedenen Gruppen einige Kristallisationspunkte da sind, die ganz unabhängig von dem Thema allenthalben aufgetaucht sind. Ich will sie nachher kurz ansprechen, und wir wollen versuchen, von hier aus in unsere Fragen und Antworten, zunächst hier im Plenum und dann zusammen mit Ihnen, darüber zu sprechen.

Zuvor aber folgendes. Von den verschiedenen Teilnehmern in den Gruppen wurde betont, daß es sich bestätigt habe, was etwas programatisch in den verschiedenen schon veröffentlichten Papieren zum Missionarischen Jahr steht: Das Missionarische Jahr geht mit uns los, fängt bei uns an. Das hat sich nämlich so ausgewirkt, daß sehr persönlich auch in den Arbeitsgruppen argumentiert wurde. Einer sagte: Bei uns ist viel in Ich-Form geredet worden. Es wurden Erfahrungen ausgetauscht, es wurden im Blick auf das Missionarische Jahr Ängste ausgesprochen, auch ganz persönliche Ängste, etwa: Muß ich ein schlechtes Gewissen haben? Bedeutet die Proklamierung des Missionarischen Jahres nicht ein Mißtrauensvotum gegen das, was wir bisher getan haben? Oder: Wenn dann etwas geschieht, wird das nicht einfach nur ein Strohfeuer bleiben?

Es wurde auch gegenseitig Ermutigung ausgesprochen. Eine Arbeitsgruppe hat das Ziel des Missionarischen Jahres u. a. auf die Formel gebracht, es komme darauf an, bewußter zu leben, bewußter zu leben im Blick auf unseren Auftrag, bewußter zu leben im Blick auf die theologische Grundlegung, aber auch bewußter zu leben in der Art und Weise, wie man aufeinander zugeht oder miteinander umgeht.

Die Art, wie in den Arbeitsgruppen gesprochen

und diskutiert wurde, war ein wenig die Verwirklichung dessen, bewußter zu leben, sich bewußter wahrzunehmen, kennenzulernen, um auch bewußter miteinander umgehen zu können. Das wäre ja nicht das Schlechteste für Synodalarbeit —, auch wenn es nicht unmittelbar um Fragen des Missionarischen Jahres geht.

Nun einige Schwerpunkte. Ich will vier Schwerpunkte ansprechen.

Erstens. Natürlich ging es erstens einmal darum: Was ist eigentlich Mission? „Mission und Toleranz“ lautete in einer Arbeitsgruppe das sehr bewegende Gegensatzpaar. Ist Mission dort, wo sie wirklich ihrem Auftrag in ihrer Absichtlichkeit gerecht wird, wo sie Menschen zum Glauben führen will, nicht notwendigerweise intolerant? So wurde gefragt. Wie kommen wir da zurecht? Soll das Zeugnis — so wurde in einer anderen Arbeitsgruppe gefragt — erst dann gegeben werden, wenn danach gefragt wird? Oder ist nicht auch das stumme Zeugnis vorbildlichen Lebens Mission? In einer Arbeitsgruppe wurde es auf die Formel gebracht, die ich ganz gut finde und die uns hier weiterhilft: „Es kommt darauf an, so zu leben, daß mich andere fragen: Warum?“ Da ist beides drin. Einmal das Leben, das Zeugnis durch die christliche Existenz, zum anderen die Notwendigkeit, Rechenschaft zu geben, Zeugnis mit Worten abzulegen, wenn andere fragen: Warum?

Zweitens. Es war für mich eigentlich überraschend, wie sich sowohl ausgesprochen wie auch unausgesprochen durch verschiedene Arbeitsgruppen ein Stichwort hindurchgezogen hat, ein neutestamentliches Wort, das lautet: Gastfreundschaft. Das ist in verschiedenen Arbeitsgruppen zur Sprache gekommen, etwa in der Arbeitsgruppe „Moslems unter uns“: Muß Missionarisches Jahr im Blick auf Moslems unter uns, auf das Wahrnehmen dieser unserer Nächsten nicht bedeuten, daß wir ihnen in erster Linie Gastfreundschaft gewähren? Sie zum Glauben an Jesus Christus bekehren, bedeutet das nicht, sie zu entwurzeln? So wurde gefragt. Also ist zunächst einmal wichtig, ihnen diese Gastfreundschaft zu gewähren, die ihnen Lebensmöglichkeit für ihren eigenen Glauben gibt. Sie merken, was da schon an Brisanz, an Spannung mit drin ist. Ich gebe diese Brisanz weiter. Um z. B. Moslems gegenüber gastfrei zu sein, muß man die Fähigkeit zur Gastfreundschaft besitzen, muß man, ein bißchen trockener ausgedrückt, und wie man es heute gerne sagt, dialogfähig werden. Wie werden wir das? Wie schaffen wir das?

In diesem Zusammenhang wurde der Vorschlag gemacht bzw. die Forderung erhoben, diese Dialogfähigkeit im Blick auf den Islam — und das haben wir ja alle in den letzten Wochen und Monaten gemerkt, daß wir da noch einiges aufzuarbeiten haben — auch dadurch zu lernen, daß dies in die Ausbildung der Theologen an unseren Fakultäten mit einbezogen und ernstgenommen wird: die Möglichkeit, den Islam kennenzulernen, die Frage: Worum geht es hier?

Gastfreundschaft, Gastfreiheit, das tauchte in einem ganz anderen Zusammenhang bei den Überlegungen zum Missionarischen Jahr auf, z. B. in der Arbeits-

gruppe „Freizeit“: Müßten wir nicht unsere Gemeindehäuser noch viel offener, gastfreier machen, müßten wir nicht Formen finden, miteinander auch Freizeit zu gestalten? Straßenfeste wurden in diesem Zusammenhang genannt, wo dieses — sich gastfreundschaftlich in der Freizeit begegnen zu können — verwirklicht wird. Oder wieder dasselbe in einer anderen Arbeitsgruppe, in der Arbeitsgruppe „Familie“, als es um die Frage ging: Wie bewahren wir uns vor einem Getto auch innerhalb der Kleinfamilie? Rudolf Bohren hat einmal gesagt im Blick auf Blumhardts Haus in Bad Boll, Blumhardt habe ernstgenommen, daß man sich auch im Privaten immer wieder stören lassen müsse.

Gastfreundschaft bedeutet also: Offenheit zueinander, Hauskreise, die zusammenkommen, um etwas zu entdecken, etwas zu lernen, und nicht zuletzt — das wurde in der Arbeitsgruppe dann herausgestellt — auch Gastfreundschaft Ausländern gegenüber, die unter uns sind. Wir werden auch darauf nachher noch einmal zu sprechen kommen.

Also Stichwort „Gastfreundschaft“, Offenheit, Kirche auch in kleinen Gruppen in ihrem gewinnenden Wesen. Herr Bußmann hat in der Mitteilung — das finde ich sehr schön formuliert — im Blick auf das Missionarische Jahr von dem gewinnenden Wesen der Kirchen gesprochen. Das ist in diesem gewinnenden Wesen zu verwirklichen zu versuchen.

Wie gewinnen wir das immer wieder von neuem? Wie erhalten wir uns die notwendige Offenheit, die Offenheit hin zu — dann aber auch über unsere Gemeinde hinaus — die Offenheit hin zur Weltmission? Wir werden diese Frage nachher noch einmal stellen.

Ein Drittes, was in den Arbeitsgruppen als Frage, als Problem aufgetaucht ist, was auch ein Stück Bestandsaufnahme war: Missionarisches Jahr bedeutet, Menschen zu befähigen, über ihren Glauben zu reden, sprachfähig zu machen, Sprachvermögen zu geben, um über den Glauben kompetent zu reden. Kompetent — Sie verstehen das — heißt jetzt nicht nur sachkundig und fachkundig, sondern auch so glaubwürdig, daß es der Partner, den ich anspreche, auch abnehmen kann. Mehrfach wurde — ob es den Gottesdienst angeht, ob es die Jugend angeht, ob es die Familie angeht und was innerhalb einer Familie vor sich geht — die Sprachlosigkeit festgestellt, die wir gerade da immer wieder zu entdecken haben, wo es um Fragen des Glaubens geht. Wie gewinnen wir Sprachvermögen, Sprachfähigkeit, um unserem Auftrag, unserer Sendung gerecht zu werden? Hauskreise, so wurde in einer Arbeitsgruppe gesagt, können hier eine gute Hilfe sein. Mündiger Bibelumgang! In diesem Zusammenhang wurde beispielsweise — ich will das mal nur so nebenbei erwähnen — gesagt: „Wenn der Pfarrer bei so einem Hauskreis dabei ist, dann besteht meist die Gefahr, daß er zuviel redet; aber bei uns hat sich bewährt, daß wir junge Vikare eingeladen haben. Die waren noch nahe genug am Theologiestudium, wußten einiges zu sagen und waren noch nicht so sehr von der Berufskrankheit, von der Routine gepackt, immer reden zu müssen.“

Weg von Veranstaltungen und hin zum Gespräch, so sagte es eine andere Gruppe; das sei wichtig auch für die einzelne programmatische Gestaltung im Missionarischen Jahr, sich diesen Grundsatz immer wieder vor Augen zu halten.

Viertens. Missionarisches Jahr wendet sich an die Fernstehenden, an die Randsiedler. Wer sind also diese Randsiedler? Wo sind eigentlich die Grenzen der Gemeinde und die Grenzen der Kirche? Dies ist ebenfalls eine Frage, die auftaucht und der wir uns auch heute mittag stellen müssen. Wohin wird man gesendet? Nicht übersehen werden dürfen die Randgruppen.

Die Arbeitsgruppe „Diakonie“ hat hier sehr deutlich in den Vordergrund gestellt, daß die ganze diakonische Arbeit — denken Sie daran: Missionarisches Jahr/Innere Mission — auf jeden Fall mit einbezogen sein muß. „Die Menschen in der Krise“, das war das Thema dieser Arbeitsgruppe. Dazu gehören beispielsweise die von § 218 Betroffenen. Dazu gehören Spätaussiedler. Dazu gehören Straftentlassene, Drogenabhängige. Wie lernt Gemeinde mit solchen Randgruppen umgehen, um ihnen zu helfen? Aber nicht nur, um ihnen mit der oft etwas zwanghaften Absicht zu helfen, sie um jeden Preis zu therapieren, sondern um sie annehmen zu können, um sie auch das sein lassen zu können, was sie sind, und von daher versuchen — vielleicht von ihnen her —, auch ein Stück Bereicherung zu erfahren. Wie lernt Gemeinde mit solchen Randgruppen umzugehen?

In diesem Zusammenhang ist dann auch sehr konkret der Vorschlag gemacht und die Forderung erhoben worden, es sei wichtig, die hauptamtlichen Mitarbeiter durch immer wieder gewährte Freistellung zuzurüsten, nicht einfach um noch weiter sachverständig zu werden, sondern um biblisch-anthropologische Zusammenhänge erkennen zu können, die notwendig sind, um den Menschen gerecht zu werden. „Christliches Menschenbild“ ist in diesem Zusammenhang als Stichwort gefallen.

Das sind nur einige Aspekte, meine Damen und Herren, die aus dem Vielerlei des Zugetragenen eine Rolle spielten: Mission und Toleranz, Gastfreundschaft, Sprachfähigkeit, Randsiedler und Randgruppen.

Ich möchte Sie bitten, daß Sie, wenn wir nachher auch im Plenum miteinander diskutieren, das nun auch gerade im Blick auf Einzelheiten, die Ihnen wichtig erscheinen, noch durch Fragen ergänzen.

Aber nun zu unserer Runde hier. Frau Dr. Gilbert, es steht sowohl in dem Programmheft „Christ aktuell“ als auch in dem Positionspapier: Träger des Missionarischen Jahres, Träger der Mission ist die Gemeinde, sind nicht die Amtsträger, sondern ist die Gemeinde. Sie sitzen hier heute mittag bei uns als schlichtes Gemeindeglied. Deswegen haben wir Sie hierher gebeten. (Heiterkeit)

Deswegen sind Sie uns auch ganz besonders wert, und deswegen wollte ich Sie jetzt als erstes einmal fragen: Wie reagiert man als Gemeinde, als Gemeindeglied, wenn man „Missionarisches Jahr 1980“ hört? Freut man sich? Oder kriegt man Angst?

Synodale **Dr. Gilbert:** Ich denke, nach den Reaktionen, die wir erleben, ist das Echo geteilt: Zum einen, die Pfarrer, Dekane, Pfarrkonvente erwecken mitunter den Eindruck, als ob ein Stöhnen durch die Reihen ginge: Wieder ein Programm, das von oben kommt, zu dem wir motivieren müssen, das wir durchführen müssen, über das dann Bericht erstattet werden soll! Ich habe eigentlich die Hoffnung, daß das heutige Gespräch, aber vor allem natürlich der Verlauf des nächsten Jahres, diese Last in eine Entlastung verwandeln könnte.

Auf der anderen Seite: die Gemeindeglieder, ob Mitarbeiter oder nicht. Ich glaube, unter denen ist so eine gewisse prickelnde Spannung und vielleicht sogar eine Vorfreude darauf, was das Missionarische Jahr bringen könnte. Der Untertitel „Christ sein aktuell“ verspricht für Laien auf den Tagesordnungen kirchlicher Gremien eine gewisse Verschiebung der Prioritäten; sicherlich nicht hin zu einer Ausschließlichkeit von „Christ aktuell“, aber zu doch einer Priorität, zu der Hoffnung auf weniger Gespräche über Strukturen, über Institutionen und auf mehr Gespräche über die Frage: Warum eigentlich Christ sein, und was heißt das: Christ sein? Ich meine, wir sollten ganz mutig und erwartungsvoll die Freude darauf betonen, daß wir im nächsten Jahr überall Tagesordnungen mit diesem Tagesordnungspunkt eins entgegengehen können.

Gesprächsleiter **Dr. Engelhardt:** Das wäre ja eine gute Sache, wenn diese prickelnde Spannung und die Vorfreude, von der Sie gesprochen haben, dann auf die anderen, auf die Pfarrer übergehen kann.

(Beifall und Heiterkeit)

Herr Rossel, Sie sitzen gerade so daneben. Ich möchte eine ähnliche Frage an Sie stellen. Sie sind jemand, der sich seit Jahrzehnten mit Mission befaßt, Tag für Tag, Jahr für Jahr; es ist Ihre Lebensaufgabe. Und nun lesen Sie und hören Sie und stellen Sie fest: da kommen Kirchen, Freikirchen, Gemeinschaften in der Bundesrepublik zusammen und nehmen sich ein Jahr als Missionarisches Jahr vor. Wie reagiert man eigentlich als Präsident einer Missionsgesellschaft auf ein solches Programm für ein Jahr?

Dr. Rossel: Sie haben recht, ich beschäftige mich mit Fragen der Mission seit genau 40 Jahren. Ich bin sehr froh und dankbar dafür, feststellen zu können, daß die Frage der Mission immer noch sehr aktuell ist und eine Frage der Kirche ist und mehr und mehr eine Frage ist, die die Kirche ernst nimmt. In diesem Zusammenhang kann ich mich nur freuen, wenn die Kirche nun einmal beschließt, ein Missionarisches Jahr zu halten, wenn klar ist, daß es nicht das letzte ist und daß nicht nachher eine andere Tagesordnung in Angriff genommen wird, sondern daß die Mission weiterhin als Nummer eins auf der Tagesordnung der Kirche steht.

Ich muß aber sagen, daß ich doch ein wenig beunruhigt bin. Ich habe das Grundsatzpapier nicht genau gelesen, bin also nicht genügend über das Vorhaben informiert, was das Missionarische Jahr betrifft. Ich habe aber gestern mit großem Interesse gehört, wie sich die Missionarischen Dienste hier vorgestellt haben. Da ist mir doch etwas bange geworden, nicht für die Missionarischen Dienste. Ich denke, daß sie

da Ausgezeichnetes tun, aber ich mußte doch denken: Sind wir da nicht unglaublich kompartimentiert: hier die Missionarischen Dienste, aber ich habe nichts oder kaum etwas gehört im Zusammenhang mit Mission weltweit. Auf der anderen Seite bin ich auch Mitglied des Missionsrats des Evangelischen Missionswerks in Südwestdeutschland. Ich war der stellvertretende Vorsitzende dieses Missionsrates, dem auch Sie angehören. Ich mußte dann denken: Sind wir denn eigentlich in zwei Kompartimenten: Mission, Evangelisches Missionswerk, Mission, Missionarische Dienste?

Nun, wir wollen die Sache doch nicht zu pessimistisch anschauen. Wir sind eben noch am Anfang einer Bewußtseinsbildung der Missionsgesellschaften auf der einen Seite und der Volksmission auf der anderen Seite. Da ist doch die Frage, die ich jetzt weitergeben und vielleicht skizzenhaft zu beantworten versuchen möchte: Was bedeutet Weltmission für Mission am Ort?

Ich glaube, das ist die entscheidende Frage. Wenn es uns gelingt, diese Frage zu beantworten, werden wir diese Kompartimentierung überwinden. Wir müssen einfach feststellen — das können wir auch ganz einfach zugeben —, daß wir da am Buchstaben sind. Immerhin, ich glaube, wir sind uns über den Ausgangspunkt ziemlich klar. Wir verstehen doch Mission als eine gemeinsame Verantwortung der gesamten Kirche weltweit. Wir sind alle an der einen Mission Gottes beteiligt. Was wir nicht recht verstehen, ist, wie das geht, wie diese Mitverantwortung an der einen Mission nun wirklich zum Ausdruck kommt.

Aber ich glaube, wir haben vor einigen Minuten ein Exempel gehabt, als unser Bruder aus Südafrika sein Wort an uns richtete. Die Frage wäre jetzt die: Welche Bedeutung hat so ein Wort für das Missionarische Jahr, für die Mission am Ort in jeder Gemeinde in Baden, in Württemberg?

Auch in der Schweiz befassen wir uns mit diesen Fragen. Dann hat doch er, der Bruder aus Südafrika (Pfarrer Nomvete) doch eine ganz wesentliche und unglaublich harte und uns wahrscheinlich trennende Frage gestellt: Wir haben den Anfang des Evangeliums gehört, nun kommt und helft uns, die Konsequenzen des Evangeliums zu verwirklichen. Wir westlichen Christen mögen das fast nicht. Wir haben vielleicht zuviel Erfahrung in unserer Geschichte, die uns zeigt, wie schwer das ist, nun die Ansätze des Evangeliums in die alltägliche Situation umzusetzen. Aber das ist nach meiner Meinung eine ganz entscheidende Frage für das Missionarische Jahr. Wenn es uns nicht gelingt zu zeigen, wie sich unser Glaube im Alltag realisiert, und zwar nicht nur für den einzelnen, aber für die Gemeinde als solche, dann haben wir das Ziel verfehlt, aus der Gemeinde eine missionarische Gemeinde zu machen.

Ich glaube, daß es nach dem Neuen Testament, wie ich es verstehe, drei Aspekte gibt, man könnte auch sagen vier, die unerläßlich sind, damit eine Kirche, eine Gemeinde eine missionarische Ausstrahlung hat: Das gottesdienstliche Leben. Darüber möchte ich nicht viel sagen. Das ist uns bekannt, und daran arbeiten wir. Aber wir haben drei andere

Aspekte fast völlig ausgelassen. Unsere Gemeinden sind keine Gemeinschaften mehr, wie ich das schon heute morgen in meiner Andacht sagte, so daß kleine Gemeinschaften gegründet werden müssen. Gut, wir müssen daran halten, daß auch diese kleinen Gemeinschaftenzirkel gebildet werden; aber wir müssen doch auch am Ganzen arbeiten, dafür sorgen, daß etwas vom Leben der Gemeinde des Neuen Testaments, der Urgemeinde, wieder zum Ausdruck kommt. Das war eine Gemeinde, wo sich die Glieder gegenseitig über alle Trennungen hinweg aufnahmen. Das wäre nun Gastfreundschaft. Das war eine Gemeinde, in der die Glieder untereinander teilten, die geistlichen Gaben, aber auch ihre sehr materiellen Gaben. Das war ferner eine Gemeinde, die ihre Prioritäten ganz klar setzte, und zwar so: Nummer eins Jesus Christus, Nummer zwei der Staat Cäsar. Das gehört nach meiner Meinung unerläßlich auch zum Missionarischen Jahr, daß in den Gemeinden diese Priorität wieder gesehen wird und daß die Konflikte, die aus dem Setzen dieser Prioritäten entstehen, nun nicht als etwas gesehen werden, dem man ausweichen muß, sondern als etwas, das einem aufgetragen ist und aus dem dann auch Bewegung entsteht. Die Kirche kann nicht mehr ruhen und schlafen, und auch der Staat kann nicht mehr ruhen und schlafen, wenn diese Spannung wirklich zum Tragen kommt. Dadurch geschieht auch Mission.

Zuletzt möchte ich noch auf eines hinweisen. Mir scheint eine ganz spezielle Aufgabe des Missionarischen Jahres folgende zu sein — ich habe sie ganz kurz auch in meiner Andacht erwähnt —: wir müssen den westlichen Menschen anreden als Zachäus — wir sind Zachäus! — und ihm Mut machen, sich immer wieder annehmen zu lassen durch Jesus Christus; das ist eine Voraussetzung, damit wir Zachäen bereit werden zum Teilen. Wenn wir das tun, wenn wir diese Dimension in das Missionarische Jahr hineinbringen, kommt sofort auch die weltweite Dimension hinein. Da können wir ja ganz konkrete Beispiele in Hülle und Fülle wählen, die dann auch uns helfen, unsere konkrete Situation in der Gemeinde mit einem klareren Blick zu sehen. Denn sehr oft braucht es Leute von außen, um uns die Probleme, die wir haben, zu zeigen, uns die Augen zu öffnen. Man sieht vielleicht auch gewisse Probleme in einer größeren Perspektive besser als nur innerhalb der Froschperspektive.

Gesprächsleiter **Dr. Engelhardt**: Dankeschön. Darf ich Ihre Frage direkt aufnehmen und weitergeben. Herr Dr. Weber, es wurde soeben gesagt, wir müßten uns der Frage stellen: Was bedeutet Weltmission für die Mission am Ort? Inwieweit ist diese Frage auch in Ihre Überlegungen und in die Planungen für das Missionarische Jahr mit eingegangen? Welche Möglichkeiten, welche Notwendigkeiten sehen Sie hier?

Kirchenrat **Dr. Weber**: Bei der Planung des Missionarischen Jahres wurde davon ausgegangen, daß es nur eine Mission gibt und daß es im Vollzug dieser einen Mission immer zu Grenzüberschreitungen der verschiedensten Positionen, der verschiedensten Arten kommt. Wir sind sehr froh darüber, daß im Verbund der Freikirchen, Gemeinschaften,

freien missionarischen Werke und der Landeskirche und dann auch der römisch-katholischen Kirche als Gast dieses ganzen Vorwärtsschreitens die Perspektive mit darin war: Grenzen überschreiten. Das heißt: das Missionarische Jahr hat die Perspektive der Öffnung. Damit ist wahrscheinlich auch das angerührt, wonach Sie bereits fragten: die Sprachfähigmachung. Damit ist vor allem die Frage nach unserem Auftrag angerührt. Welchen Auftrag haben wir als Christen jeder an seinem Platz? Es ist ja nicht so, daß bei dem Missionarischen Jahr etwas Zusätzliches dazukommt. Vor wenigen Wochen zeigte sich hier im Haus einer unserer Pfarrer sehr betroffen — er machte das an der Wand mit einem Plan deutlich —: „Wir tun doch in der Gemeinde dies und das und jenes“, er machte eine Liste mit 7 Punkten und schloß ab mit einem Strich, schrieb darunter „Das Missionarische Jahr“ und führte in der Zahl weiter: 8, 9, 10, 11, 12, und fragte: „Was muß denn nun noch dazukommen?“ Ich konnte sagen: „Ich bin sehr froh, daß Sie das so sagen. Es kommt nämlich nichts dazu. Sie können das eigentlich umkippen: das, was unter 1 bis 7 steht, missionarisch tun und darüber nachdenken, wo in allen diesen Maßnahmen in der Gemeinde, in all dem Tun und Vollzug unseres Christseins die missionarische Komponente in Erscheinung tritt und treten kann.“ Diese missionarische Komponente darf nie an der Ortsgemeinde ihre Grenze haben, darf nie in der Kleingruppe ihre Grenze haben, darf nie ihre Grenze an der eigenen Kirche haben, sondern will das Überspringen der Liebe Gottes auch vollziehen.

Gesprächsleiter **Dr. Engelhardt**: Nehmen wir das einmal auf: Missionarisches Jahr hat die Perspektive der Öffnung. Wir haben soeben eine Dimension dieser Perspektive der Öffnung vor uns hingestellt gesehen: Weltmission. Ich möchte unter diesem Stichwort noch eine andere Seite ansprechen, Herr Böisinger. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Das ist das Motto, Jahreslosung des Missionarischen Jahres. „Alle Menschen“ — das weist, so steht es auch wieder in dem „Christ aktuell“-Heft — über den Kirchtumshorizont hinaus. Nun wäre es ja wichtig, miteinander zu überlegen: Heraus aus dem Getto, hin zu den Randsiedlern. Wie läßt sich das etwa durch die Arbeit, die Sie vor allem auch vertreten — Fernsehen, Hörfunk — durchführen? Was muß dabei ernstgenommen werden, nicht nur vom landeskirchlichen Beauftragten, sondern von der Gemeinde? Gibt es so etwas wie eine Begleitung dessen, was in den Funkhäusern, den Redaktionsstuben usw. getan wird, in den Gemeinden? Gibt es für Ihre Arbeit unter dieser Perspektive „Öffnung“ so etwas wie die Überlegung: Wo hört eigentlich Kirche auf, wo bin ich nicht mehr gefragt?

Pfarrer **Böisinger**: Ich meine, daß ich jetzt nicht berichten soll, wieviel und wie sehr der Rundfunk — Oberbegriff für Hörfunk und Fernsehen — im Programm für das Missionarische Jahr zu leisten habe. Wenn ich Ihnen jetzt aufzählen würde — es würde Sie langweilen —, was eigentlich geschieht und wieviel Sendezeit und Sendemöglichkeiten wir im Rundfunk haben, dann würden Sie staunen.

Vielleicht ist mein Beitrag — es entspricht nicht ganz den Intentionen derer, die mich bei diesem Thema eingeladen haben —, einmal zu zeigen, daß der Rundfunk für die Aufgabenstellung des Missionarischen Jahres eine bestimmte Sache beiträgt. Er versucht nämlich, den Menschen zu erfassen, wie er ist. Er sucht auch in den Hörer- und Zuschaueranalysen und der ganzen Programmvorbesprechung nach anthropologischen Kennzeichen. Er möchte nicht vorbeigehen am Menschen, wie er nun einmal ist. Ich habe ein bißchen den Verdacht — das kommt von der Rundfunkarbeit her —, daß die Kirche das oft so präzise gar nicht gesehen hat. Wie ist denn eigentlich der Mensch, zu dem wir sprechen? Manchmal habe ich den Gedanken gehabt, daß die Kirche ein bißchen anders zu heilen versucht als der Herr Christus. Der Herr Christus hat nämlich nicht die Lahmen sehend gemacht und nicht die Blinden gehend. Das hat der Doktor Eisenbart gemacht:

(Heiterkeit)

„Kann machen, daß die Blinden gehen und daß die Lahmen wieder sehen.“ Mit anderen Worten: wir müssen ganz präzise — ich darf es einmal säkular ausdrücken — Angebot und Bedarf aufeinander abstimmen; sonst trifft sich das nicht. Und das dürfte auch ein wirklich christlicher Ansatzpunkt sein. Missionarisches Jahr heißt nicht irgendetwas aufpropfen, heißt nicht christianisieren — hoffentlich werde ich jetzt nicht mißverstanden! —, sondern heißt den Menschen sehen, wie er exakt ist und auf das präzise umschriebene So-sein des Menschen mit einem entsprechenden Angebot zukommen.

Sie können mir jetzt das Wort entziehen. Ich kann hier ganz gut eine Pause machen, sonst fahre ich nämlich weiter und sage Ihnen noch etwas.

(Heiterkeit)

— Wirklich, es wäre sehr sinnvoll, wenn ich jetzt den Mund hielte. — Ich kann Ihnen noch sagen, welchen Menschen der Rundfunk vor sich hat. Dazu zitiere ich Ihnen einmal die Antrittsrede des neuen Intendanten des Saarländischen Rundfunks, des Professors Rhode: „Meine Aufgabe als Intendant des Saarländischen Rundfunks ist, für den Menschen“ — der muß auf der Landessynode gewesen sein und die Debatte über Missionarisches Jahr gehört haben! — „Freiheit zu erkämpfen, Spiritualität zu wecken, zur Kreativität zu ermutigen und Lebensinhalte zu zeigen.“ Das ist doch genau die Aufgabenstellung des Missionarischen Jahres im Munde eines Intendanten. Und woher kommt das? Das kommt daher, daß der Rundfunk selber erschrickt vor dem Menschen, den er züchtet, nämlich vor dem narkotisierten Menschen. Der Rundfunk hat Angst vor den Geistern, die er ruft und die er produziert.

Ich will Sie jetzt nicht mit der Statistik langweilen, aber ein paar Schlagbolzen muß ich doch in Ihr Gehirn schießen. Also: der deutsche Arbeiter arbeitet 2000 Stunden im Jahr, und 1000 Stunden sieht er fern. Das muß in der Anthropologie zu Buch schlagen. Von den Kindern bis zu neun Jahren — in der Bundesrepublik, immer das Musterland vorausgesetzt, nichts gegen die Schweiz! — sehen täglich Kinder unter 9 Jahren 90 — in Worten: neunzig — Minuten fern. Da wird ein ganz bestimmter Mensch gezüchtet,

ein weitgehend außengesteuerter, narkotisierter Mensch. Das Missionarische Jahr muß beginnen — wie sagte Pfarrer Dr. Ulrich heute morgen so schön in der deutschen Muttersprache — mit dem „finding of the facts“. (Große Heiterkeit)

Das allererste ist: wir müssen die Tatsachen sehen, den Menschen sehen, an den sich das Missionarische Jahr richtet. Dazu leistet der Rundfunk mit seinen Analysen und mit seinen Aufgaben einen Beitrag.

(Beifall)

Gesprächsleiter **Dr. Engelhardt**: Herr Ulrich, Sie sind schon angesprochen. Wer sind die Menschen, gerade auch bei Ihren Überlegungen über „Mission, Evangelistisches Zeugnis“, wer sind die Menschen, wie sehen sie für Sie aus, und wie versuchen Sie, dementsprechend dann die Botschaft sehr konkret auszurichten?

Pfarrer **Dr. Ulrich**: Ich darf zunächst sagen, daß ich das Programm der illusionslosen Sicht des Menschen, eigentlich von einem meiner theologischen Lehrer, nämlich Heinrich Rendtorff — der ja auch für unsere volksmissionarische Arbeit in Deutschland große Bedeutung gehabt hat — erlernt habe. Er ging immer aus von Matthäus 9 Vers 36: „Jesus sah die Menschen, wie sie verschmachtet und zerstreut waren wie die Schafe, die keinen Hirten haben.“

Diese illusionslose Sicht des Menschen gehört zur missionarischen Arbeit essentiell dazu, und vielleicht müssen wir hier zunächst einmal fragen: Gehen wir als Kirche nicht zu schnell über diese Fragestellungen hinweg? Tun wir nicht so, als ob wir noch ein christliches Volk wären, als ob die Menschen alle noch auf ihre Christlichkeit anzusprechen wären? Ich komme aus Norddeutschland. Liebe Freunde, da vergehen einem die Illusionen total. In der Gemeinde meines Sohnes in Hamburg sind im Jahr 1974 von 7000 Gemeindegliedern 400 ausgetreten, also mehr als 5 Prozent. In den norddeutschen Großstädten haben wir Austrittszahlen bis zu 20 %. Diese Zahlen sind sicherlich ein Indikator. Nicht jeder Mensch, der austritt, ist freilich deswegen auch schon dem Reich Gottes fern. Ich möchte mir diese Rede Jesu gern zu eigen machen. Wir haben kein Recht, letzte Urteile auszusprechen. Aber wir haben, glaube ich, die Pflicht, den Menschen, den wir ansprechen wollen, in seinem So-sein zu erkennen. Wir dürfen uns nicht weigern, die Wirklichkeit zur Kenntnis zu nehmen. Wenn Rundfunk und Fernsehen uns dabei helfen können, sollten wir dankbar davon Gebrauch machen. Wir sollten freilich auch nicht in soziologischen und psychologischen Klischees sprechen; auch das ist ja eine große Gefahr, denn jeder Mensch ist ja auch wieder in seiner Individualität verschieden. Aber wir sollten jedenfalls keine Illusionen über den Menschen züchten, mit dem wir es heute zu tun haben, sondern man sollte der Wirklichkeit ins Auge schauen.

Da darf ich vielleicht einen parallelen Gedanken einschalten, und noch einmal den Blick hinüber zur Weltmission richten. Wir haben eben den Frontabschnitt Europa als Missionsland, Deutschland als Missionsland neu entdeckt. Das war bisher noch nicht so in unserem Denken drin. Diese Entdeckung ist aber vorhanden. Wichern, den ich heute vor-

mittag zitierte, ist einer der Wegbereiter dafür, daß wir diese Entdeckung gemacht haben. Er hat damals schon soziologische Analysen vorgenommen. Wenn Sie lesen, was er über die wirkliche Situation etwa des Industriearbeiters oder der streunenden Jugend in Hamburg usw. geschrieben hat, stellen Sie fest: das sind geradezu klassische Zeitanalysen. Er hat uns also geholfen, diese Sicht zu gewinnen, unsere eigene Heimat als Missionsland zu entdecken.

Vielleicht können wir sagen: Volksmission, Evangelisation — das ist so etwas wie der missionarische Auftrag in der Generationenfolge. Es ist heute nicht mehr selbstverständlich, daß der Glaube sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt; heute gilt, glaube ich, mehr denn je das „Erwerben, um es zu besitzen“. Von da aus gesehen steht jede Generation neu vor der Notwendigkeit, das Evangelium missionarisch zu vermitteln, damit es neu angenommen und angeeignet werden kann.

In bezug auf Weltmission möchte ich sagen: Hier können wir nur voneinander lernen. Allerdings sind die Frontabschnitte unterschiedlich, und wenn wir den wirklichen Menschen bei uns sehen wollen, dann sind da einige Dinge zu beachten. Der heutige Mensch ist durch eine vielhundertjährige Christentums-geschichte hindurchgegangen; diese hat ihn geprägt, aber auch in vieler Hinsicht gegen das Evangelium immun gemacht.

Gesprächsleiter **Dr. Engelhardt**: Ich möchte von dem, was Sie gesagt haben, vor allem eines jetzt aufgreifen: die neue Sicht der Generationenfolge, den Hinweis: es geht nicht einfach so weiter. Herr Punge, Sie vertreten einen Bereich, der es mit einer ganz bestimmten Generation, mit den jungen Menschen, zu tun hat. Nun einmal die Frage, die wir soeben gestellt haben, von der anderen Seite her! Es wurde gesagt: „Den Menschen illusionslos sehen.“ Es wäre ja wichtig für uns, auch zu erfahren: Was erwarten denn die Jugendlichen, sofern sie Erwartungen an die Kirche haben? In dem Bericht über die Arbeitsgruppe Jugend hieß es u. a.: „Jugend will erleben, was Kirche ist.“ Was heißt das eigentlich? Was erwartet sie dabei? Was will sie dabei erleben?

Pfarrer **Punge**: Wenn wir vor einigen Jahren diese Diskussion geführt hätten, dann hätten wir uns alle gefallen lassen müssen, daß wir eigentlich als Gesprächspartner für junge Menschen nicht in Frage gekommen wären. Sie haben es alle noch im Ohr: „Traue keinem über dreißig!“ Ich denke, die Mehrzahl der hier Anwesenden ist über dreißig Jahre alt.

Hier hat sich in der Tat etwas geändert. Ich habe den Eindruck, daß junge Menschen ältere Menschen wieder als Gesprächspartner wollen und auch akzeptieren. Die Frage ist: Ist es auch umgekehrt so? Ist der Umgang der Älteren mit den jungen Menschen so, daß sie wirklich ernstgenommen werden, daß sie in den Erwachsenengemeinden Partner sein dürfen und da auch einen gewissen Spielraum haben, ihre Formen von Christsein auszuprobieren? Ist die Erwachsenengemeinde — das war in unserer Arbeitsgruppe sehr stark die Frage — auch der Meinung, daß man in der Fragestellung heutzutage auch voneinander lernen kann. Sind die Erwachsenen nur die Lehrmeister und die Jugendlichen nur die Lehrlinge?

Oder ist das nicht ein gemeinsamer Prozeß, wenn man ins Gespräch kommen will? Wir waren uns jedenfalls einig — das gilt sowohl für die Landesjugendarbeit wie für die Jugendevangelisation wie auch für die Schülerarbeit, die in unserer Gruppe zur Sprache gekommen ist —, daß dies drei wichtige Punkte sind: ernst nehmen, annehmen und voneinander lernen.

Daneben habe ich den Eindruck, daß in der Tat ein neues Fragen nach Gemeinschaft und nach Sinnfindung da ist. Das ist natürlich inzwischen schon ein Ladenhüter mit der „Sinnfindung“, daß junge Menschen auch hier unter Umständen wieder von der Kirche eine Antwort erwarten. Haben wir sie zu geben?

Dafür, daß nicht mehr unbedingt nur immer die Angst zwischen Alten und Jungen stehen kann, sondern man auch bereit ist, miteinander Gemeinschaft zu praktizieren, lassen Sie mich einfach mal ein Beispiel bringen. Mittwochs im Semester in Heidelberg findet morgens um 7 Uhr — denken Sie an Ihre Studentenzeit: 7 Uhr ist ja nicht gerade die Zeit, wo ein Student schon auf den Beinen ist —

(Heiterkeit)

findet in der Peterskirche ein Gottesdienst statt, der von einer kleinen Gruppe vorbereitet wird. Verschiedene Professoren, auch ihre Frauen helfen dort mit. Man feiert das Abendmahl zusammen, man singt und betet miteinander. Aber dann geht man eben nicht nach Haus, jeder wieder in seine Stube oder in die Lehrveranstaltung, sondern man feiert dort in der Peterskirche noch miteinander weiter, indem man das Frühstück miteinander einnimmt, das ein Professor mit seiner Frau mit einem Mitarbeiterstab vorbereitet hat. Man hat also Gemeinschaft über die gottesdienstliche Feier mit dem Abendmahl hinaus. Das halte ich für ganz wichtig. Junge Menschen fragen nach Ganzheit, daß es eben nicht nur Hörgemeinschaft, nicht nur Gesprächsgemeinschaft, nicht nur Dienstgemeinschaft, sondern auch Erlebnisgemeinschaft miteinander gibt. Diese vier Momente, die wir ja oft voneinander isolieren, auch in unserer sonstigen Gemeindearbeit, gehören, meine ich, zusammen, und junge Menschen fragen nach diesen Dingen, fragen, ob man noch ein Miteinanderleben und -erleben hat, ob man bereit ist, miteinander Dienste zu tun, miteinander zu sprechen und aufeinander zu hören. Wenn diese vier Dinge — die natürlich auch für die Erwachsenengemeinde wichtig sind — auch nur annähernd erzielt werden, dann sind wir für junge Menschen wieder ernstgenommene Gesprächspartner, und dann denke ich auch, daß junge Menschen das Evangelium neu entdecken können und auch die heilende Kraft des Evangeliums. Sie wissen ja: mit vielen Dingen sind junge Menschen heutzutage belastet, und die Orientierungslosigkeit ist nicht gering. Das wissen Sie alle.

(Beifall)

Gesprächsleiter **Dr. Engelhardt**: Das Thema „Erlebnisgemeinschaft“ hat ja mehrfach in den Arbeitsgruppen eine Rolle gespielt. Ich finde, wir müssen an dieser Stelle noch einmal einhaken — weil es natürlich auch ein gefährliches Wort ist — was damit zum Ausdruck gebracht werden kann. Darf ich Sie

einfach einmal fragen, Frau Gilbert, was nach Ihrer Vorstellung Erlebnismgemeinschaft — Herr Punge sagte es von den jungen Menschen her — in der Gemeindearbeit ist?

Synodale Dr. Gilbert: Man denkt natürlich zu allererst an das, was schon läuft und sich bewährt hat. Da wäre sicherlich zu nennen: Gemeindemittagessen. Ich kann es nur aus der Erfahrung unserer Gemeinde sagen, daß das ein Vorhaben ist, an dem sich Familien und — was mir auch sehr wichtig ist — Alleinstehende treffen, essen und Austausch miteinander haben, häufig noch zum Kaffeetrinken zusammenbleiben. Was macht Gemeinde am Sonntag? Die Gemeindehäuser öffnen — hoffentlich jedenfalls! — und dort einen Mittag und Nachmittag gestalten. Das ist eine Alternative zum Sportplatz, eine Alternative zum Fernsehen. — Das fällt mir als erstes ein.

(Zuruf: Die Hauskreise!)

— Die Hauskreise laufen an sich etwas außerhalb der Mauern, die Kirchengemeinden errichten; sie laufen in den Häusern. Wir haben heute morgen in unserer Arbeitsgruppe festgestellt, wieviele Hauskreise es landauf, landab gibt, mit sehr unterschiedlichen Strukturen, mit unterschiedlichen Themen, unterschiedlichen Schwerpunkten. Wir haben aber in unserem Gespräch in der Arbeitsgruppe auch herausgestellt: es ist sicherlich wichtig, daß Hauskreise nicht nur in ihrer von Herrn Ulrich heute morgen mit „zellulärer Struktur“ bezeichneten Befangenheit bleiben, sondern die Rückkopplung in die Gemeinde finden, daß also Gemeinsamkeit auch der einzelnen Zellen innerhalb der Gemeinde stattfinden sollte. Hauskreise sollen, das wurde auch immer deutlich gesagt, nicht „geschlossene Gesellschaften“ sein. Es wurde das Bild gebraucht, daß eine Familie und ein Hauskreis so etwas wie eine offene Nische sein sollte: zwar Geborgenheit, aber doch Öffnung nach außen.

Gesprächsleiter Dr. Engelhardt: Danke. Das waren zwei Dinge, die Sie im Blick auf die Gemeinde-Erlebnismgemeinschaft genannt haben. Ich möchte jetzt noch einmal den Blick auch über die Gemeinde hinaus weiten. Was heißt es: „mit anderen in Kontakt kommen“, was heißt es — das Stichwort „Weltmission“ dürfen wir so leicht nicht aus dem Kopf verlieren —, in dieser Hinsicht Erlebnismgemeinschaft? — Herr Rossel!

Dr. Rossel: Ich habe mich eben gefragt, wo ich — jetzt ganz persönlich — die Möglichkeit des Erlebens in der Gemeinschaft habe. Da sehe ich zwei Ebenen. Die erste — und für mich eine der wichtigsten — war und ist immer noch die Ebene des Ökumenischen Rats, namentlich des Zentralausschusses. Sie haben vor einigen Tagen darüber gehört. Ich glaube, das ist heute ein privilegierter Ort des Erlebens der Gemeinschaft auf weltweiter Ebene. An diesem Ort zeigt sich auch, wie schwer dieses Erlebnis ist, wie gerungen werden muß, wie hart es gehen kann. Aber es ist eine unersetzliche Ebene. Ich bin sehr dankbar, daß ich da in diese „Erlebnismühle“ eintreten mußte. Ich habe erst langsam gemerkt, was das heißt, ein westlicher Christ zu sein — und noch dazu Theologe —, und was wir in Sache Kommunikation noch zu lernen haben. — Das ist das eine.

Die andere Ebene, die wir haben, ist die Ebene, die die Missionsgesellschaften fördern können. Wir haben immer wieder versucht, mit Verantwortlichen der mit uns verbundenen Kirchen in Übersee Konsultationen zu haben. Wir hatten im Oktober in Basel eine Konsultation mit Verantwortlichen der evangelischen Kirche in Kalimantan und der Kameruner Kirche. Das Interessanteste an dieser Konsultation war der Tag des Treffens mit Vertretern der schweizerischen Kirchen. Dieser eine Tag war natürlich viel zu wenig; aber wir brachten die Vertreter der Kirchen nicht für mehr als einen Tag zusammen, und dann nur noch einige. Aber immerhin: für diejenigen, die kamen, war das ein Erlebnis, und zwar ganz umgekehrt, als sie es sich vorgestellt hatten. Als sie ankamen, wollten sie etwas von den Fragen und Problemen der Brüder und Schwestern in Kamerun und in Kalimantan wissen. Statt dessen haben die Vertreter dieser Kirchen glatt erklärt: „Wir wollen jetzt einmal Ihnen das nicht sagen, sondern wollen einmal wissen: Wo sind eure Probleme? Sagt uns doch einmal eure Probleme, damit wir einmal die Gelegenheit haben, an euren Problemen teilzuhaben.“ Daraus hat sich etwas nach meiner Meinung sehr Wichtiges entwickelt. Ich bin sehr dankbar, daß Ihre Synode heute die Möglichkeit hatte, einen Beitrag zu haben, der in beide Richtungen geht; denn der Beitrag unseres afrikanischen Bruders warf ja auch Probleme auf, die wir haben.

Ich muß damit schließen, daß wir in dieser Mitverantwortung immer noch am Buchstabieren sind. Wir müssen aber nicht loslassen, müssen alle Möglichkeiten zum Miteinander, zur Diskussion, zum Austausch, zum gemeinsamen Erfahren benutzen.

Kirchenrat Dr. Wever: Erstens: Ich bin Herrn Dr. Rossel für seine Bemerkungen sehr dankbar, habe aber eine Sorge. Ich würde gerne mit ihm einmal mindestens einen Tag zusammensitzen, um das zu besprechen und aufzuarbeiten. Ich habe die Sorge, daß das, was Sie jetzt sagten, für unsere Gemeinden nicht unmittelbar die Hilfe ist, die wir für das Missionarische Jahr brauchen; denn es geht im Missionarischen Jahr speziell um das Entdecken der missionarischen Existenz des einzelnen. Das, was Sie uns sagten, ist sehr wichtig, aber es könnte darin die Gefahr stecken, daß wir „abhaken“. Manche kommen in die Versuchung, zu sagen: „Da gibt es Leute, die das machen; die sind unsere Funktionäre dafür. Das sind die Leute, die die missionarische Existenz leben.“ Das Missionarische Jahr will genau umgekehrt den Gemeinden die Hilfe geben, über die eigene missionarische Existenz des einzelnen Christen, der Gemeinden und Gemeindekreise nachzudenken. Vielleicht kommt das alte Signalwort „Priestertum aller Gläubigen“ wieder neu zu Ehren. In der Arbeitsgruppe „Familie“ ging es auch um Hauskreise. In diesen Hauskreisen wird das, was Priestertum aller Gläubigen ist, neu zu leben versucht.

Zweitens will ich aber in diesem Zusammenhang noch gerne die Ausführungen von Herrn Pfarrer Böisinger ergänzen, so wichtig mir das mit dem Wort ist, den Menschen zu sehen, wie er ist. Das Missionarische Jahr ergänzt diesen wichtigen Satz — darf ich das sagen, Bruder Böisinger; man muß es fast mit

dem ganzen hebräischen Umfeld sagen — mit dem Wort: *be ene-i adonai* = unter den Augen Gottes. Das muß gesagt werden: den Menschen sehen, wie er ist unter den Augen Gottes. Nur dann kann es eine illusionslose Sicht des Menschen sein.

Drittens, „Weltmission und Volksmission“. Dr. Ulrich, der neben mir sitzt, hat das Wort gefunden: „kooperative Arbeitsteilung zwischen Weltmission und Volksmission“, d. h. wir kooperieren, aber wir haben die Fülle zu tun, wir koordinieren und wir kooperieren, aber wir haben darin auch leider die uns gesetzten Grenzen. Aber dieses Signalwort Kooperation mußte genannt werden.

Gesprächsleiter **Dr. Engelhardt**: Damit ist ja in den verschiedenen Aspekten die Spannung deutlich geworden, die in der Sache liegt und die von vielen im Blick auf das Missionarische Jahr empfunden wird. Wir können jetzt nicht schnell weitergehen, sondern müssen hier noch eine Zeitlang verweilen. Herr Dr. Ulrich, Sie haben sich ja nun von Ihrer Arbeit her in einem sehr weiten Umfang damit befaßt. Wo sehen Sie hier die Möglichkeiten oder auch die Grenzen im Blick auf diesen Aspekt? Ist es wirklich so, wie Herr Dr. Wever eben gesagt hat, daß dies so nebeneinandergestellt werden müßte?

Pfarrer **Dr. Ulrich**: Nun ja, ich meine, der missionarische Auftrag führt verschiedene Kirchen in verschiedene Arbeitsfelder ein, und für jedes Arbeitsfeld gelten besondere Bedingungen; die kann man nicht einfach übertragen. Die Welt ist sicherlich im Begriff, stärker zusammenzuwachsen. Unsere westliche Zivilisation hat ganz wesentlich dazu beigetragen, daß die Kommunikation heute über die ganze Welt hinweggeht. Trotzdem machen, glaube ich, die Ereignisse im Nahen Osten und in anderen Teilen der Welt deutlich, wie unterschiedlich die Entwicklungsfelder und auch die Entwicklungslinien sind. Wenn man das Gegenüber jeweils ernst nimmt, dann muß man diesem Gegenüber auch gerecht werden. Das bedingt eine gewisse Arbeitsteilung. Die einzelnen Missionsgesellschaften haben ja auch nicht den ganzen Globus als ihr Arbeitsfeld angesehen, sondern bestimmte Gebiete. So meine ich, daß wir mit dem Missionarischen Jahr jetzt den Akzent auf das Arbeitsfeld setzen, das vor unserer Haustür liegt. Dabei kann uns die Weltmission sicherlich viele gute Hilfe geben. Kommunikation und Kooperation sind ja auch vorhanden, wie Bruder Wever soeben gesagt hat, sowohl hier in Ihrem badischen Bereich als auch im Gesamtbereich. Ich bin Mitglied des Vorstandes des Evangelischen Missionswerkes. Insofern sind die Kooperationsstrukturen ganz eng und nach meiner Ansicht gut angelegt. Aber die Arbeitsfelder sind unterschiedlich. Hier kann man durch gegenseitigen Austausch einander viel Hilfe leisten. Aber ich sage noch einmal, daß die Unterschiede letzten Endes darin liegen, daß die Weltmission stärker einen geographischen Aspekt hat, während die Volksmission stärker einen zeitlich-dimensionalen Aspekt hat, d. h. es ist die Mission von Generation zu Generation, wie ich sie vorhin genannt habe. Es gibt kein problemloses Übernehmen des alten Glaubensgutes mehr, sondern jeder will für sich selber entscheiden. Die ganze Bewegung, die

wir heute Emanzipation nennen, geht doch darauf hinaus, daß der einzelne Mensch seine Entscheidungen für sich treffen will. Deswegen müssen wir diese Struktur unserer Gesellschaft auch in der Art unserer Arbeit ganz ernst nehmen.

Gesprächsleiter **Dr. Engelhardt**: Ja, nun ist aber immer wieder beim Missionarischen Jahr sehr stark davon geredet worden, es gehe auch darum, daß sich Gemeinde neu versteht, daß Gemeinde verwandelt wird; es wurde immer sehr stark abgehoben auf die Gemeinde, um die es ja in einer ganz elementaren Weise geht. Ich möchte daher noch einmal eine Frage stellen. Gemeinde ist ja mehr als die Ortsgemeinde im einzelnen, Gemeinde ist auch die Gemeinschaft mit anderen Kirchen. „Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen“, inwieweit sind diese Dinge wichtig und ernst zu nehmen, Frau Dr. Gilbert?

Synodale **Dr. Gilbert**: Da ist hinzuweisen auf ein Dokument oder um es schlichter zu sagen, auf einen Brief, der uns alle von der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen erreichen wird. Er eröffnet einen ganz anderen Aspekt der Gemeinschaft in unseren Gemeinden: innerhalb der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg hat die katholische Kirche den Ball des Missionarischen Jahres aufgenommen, und daraufhin ist ein gemeinsamer Brief vom Ordinariat in Rottenburg und in Freiburg, von den Landeskirchen und anderen Denominationen geschrieben worden, in dem alle Gemeinden vor Ort aufgefordert sind, nun *gemeinsam* an das Missionarische Jahr heranzugehen. An vielen Orten findet schon längst die alljährliche Bibelwoche — wir nennen sie in diesem Jahr „Vaterunser-Woche“ — gemeinsam statt, von Katholiken und Protestanten vorbereitet und durchgeführt. Diesen Weg der Gemeinsamkeit vor Ort weiterzugehen, dazu ermutigt uns dieser Brief. Ich meine, dort liegt eine Chance der Gemeinschaft in unseren Gemeindehäusern und Kirchen, den wir gehen und ermutigt aufnehmen sollten.

Gesprächsleiter **Dr. Engelhardt**: Ich sehe, die Zeit eilt uns davon, und wir wollen auch gleich in das Plenum übergehen; aber ich möchte doch noch ein Stichwort aufnehmen, das sehr wichtig ist. Was wir vorhin unter der Ankündigung gehört haben, über den Glauben „sprechen“ zu können, das wird hier ganz entscheidend wichtig sein, wenn der Auftrag „Missionarisches Jahr“ ernstgenommen werden will. Ich möchte meine Frage an die beiden äußersten Podiumsteilnehmer, Herrn Bösing und Herrn Dr. Ulrich richten.

Herr Bösing, Sie sind uns als ein alljährlich wiederkehrender Bibelwöchner bekannt, Sie leben in dem Medium, wo man auch lernen muß, so zu sprechen, daß es ankommt. Was würden Sie sich von einer Kirche, von einer Gemeinde, die Missionarisches Jahr ernst nimmt, wünschen: Wie soll sie sprechen?

Pfarrer **Bösing**: Ich kann das vielleicht an einem ganz praktischen Beispiel darstellen und mir damit zugleich meinen Herzenswunsch von der Seele reden. Was ich mir wünsche und was ich für unbedingt notwendig halte für unsere Gemeinden, für den Menschen — für den Deutschen, für den Schweizer — ist,

daß er — ich sage es nur *exempli gratia* —, daß er lernt, mit dem Rundfunk, besonders mit dem Fernsehen, sachgemäß umzugehen. Dann wird er auch Sprachfähigkeit finden. Ich wünsche mir, daß die Fernsehteilnehmer drei Funktionen bei diesem Tun wahrnehmen, daß sie erstens eine zeitliche Begrenzung vornehmen, zweitens eine Selektion — ach, das ist ein belastendes Wort —, eine Auswahl treffen und drittens das Gehörte und Gesehene kritisch besprechen.

Das sind die drei Gebote für den Fernsehteilnehmer: zeitlich begrenzen, auswählen — nach den Programmfahnen oder nach Tips, die gegeben werden — und es hinterher im Familienkreis aufarbeiten. Das ist eine konkrete Aufgabe. Ich hätte gern, daß das Missionarische Jahr diese Aufgabe einmal ganz groß herausbringt, publik macht, zur unabdingbaren Pflicht für jeden Haushalt macht, für die 93 % der deutschen Haushalte, die einen Fernsehapparat haben, natürlich die 13 % dazu, die ein Zweitgerät haben — das Drittgerät kommt ja auch bald. Indem sie also Übungen machen, lernen sie auch wieder, sich sprachlich zu artikulieren, kommen sie aus der Narkotisierung und aus der Stummheit heraus.

Wie soll das aber geschehen, daß wir fernsehfähige Haushalte und Familien kriegen? Ich halte das für einen missionarischen Punkt von höchstem Rang. Das kann nur dadurch geschehen, daß man das unter die Aktivitäten aufnimmt; jetzt werden die Gemeindepfarrer wieder Nummer dreizehn oder vierzehn an ihre Tafel schreiben. Das kann man ja delegieren. So wie es Posaunenchor gibt, wie es Kindergottesdienstvorbereitungskreise gibt, muß es Telekreise in jeder Gemeinde oder mindestens auf Bezirksebene geben. Es gibt da schon Ansätze. Ich will das jetzt nicht praktisch weiter schildern; aber es gibt schon sehr schöne Beispiele. Man kann nicht einfach sagen: werdet sprachfähig! Sprachfähig wird man, indem man sich übt. Ein gebotenes Übungsfeld zur Sprachfähigkeit ist der Umgang mit dem Fernsehapparat.

Pfarrer Dr. Ulrich: Ich kann daran anknüpfen, darf aber vielleicht auch das Stichwort, das Bruder Wever, glaube ich, in die Diskussion geworfen hat, noch einmal aufgreifen. Es geht um das Problem des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen. Was heißt das heute? Wie kann das praktiziert werden? Wie können wir unseren Gemeindegliedern dazu helfen, daß sie dieses allgemeine Priestertum im Alltag, in der Familie, im Beruf usw. praktizieren? Das heißt ja doch, wenn wir uns den Bibeltext anschauen: „die Tugenden dessen verkündigen, der uns berufen hat“. Das ist der Inhalt dessen, was allgemeines Priestertum an Aufgaben hat. Dazu muß man einerseits den kennen, der uns berufen hat, und dazu muß man andererseits die Menschen kennen, zu denen und mit denen man spricht.

Ich darf übrigens sagen, ich habe bei unseren Diskussionen in der Gruppe und auch sonst so prächtige Gestalten getroffen, die dieses allgemeine Priestertum repräsentieren, daß ich hier einfach nur dankbar bekennen kann: Das gibt es unter uns, und es ist keine illusionäre Zielsetzung, wenn wir das allgemeine Priestertum nicht nur auf unsere Fahne

schreiben, sondern auch Hilfe dazu geben, es im Alltag zu verwirklichen.

Ich sage noch einmal, es ist beides nötig: daß wir den kennen, der uns berufen hat und Menschen, mit denen wir sprechen. Das bedeutet, daß wir unsere Gemeindeglieder gesprächsfähig machen über die Inhalte des Glaubens. Liebe Freunde, wir haben in unserer Mitte nicht nur den total säkularisierten Menschen als Gegenüber, sondern wir haben auf der anderen Seite auch viele suchende Menschen. Es ist ja eine ambivalente Situation, in der wir uns befinden. Wir haben das von Bruder Punge gehört. Junge Menschen suchen; nicht nur junge Menschen, sondern auch ältere Menschen, auch die Wissenschaftler, die jetzt am Fortschrittsdenken verzweifeln und ans Ende gekommen sind und nach ganz neuer Lebensqualität suchen. Es ist also eine ambivalente Situation, in der wir uns befinden. Aber nicht jeder ist da am gleichen Stück gefordert. Er muß jedoch wissen, über was und zu wem er redet. Hier wäre es hilfreich, wenn wir einerseits, um den kennenzulernen, der uns berufen hat, die Bibelarbeit ganz neu ernst nehmen, von der Bibelwoche bis zu den Hauskreisen, in denen die Bibel bedacht und besprochen wird. Ich habe den Eindruck, daß wir eine Zeit hinter uns haben, in der die biblische Botschaft für manche — auch für manchen Prediger — keine große Rolle mehr gespielt hat. Ich muß das einmal so deutlich sagen. Ich habe Predigten gehört, die mit dem biblischen Text überhaupt keinen Zusammenhang hatten. Infolgedessen glaube ich, daß — um einen reformatorischen Ausdruck zu gebrauchen — eine Rückkehr „ad fontes“ eine gegenwärtige Aufgabe für uns darstellt.

Auf der anderen Seite ist es gut, daß wir uns von unseren Freunden wie Herrn Bösing und anderen, die in den säkularen Medien tätig sind, sagen lassen, wie das denn heute mit den Menschen ist. Hier sollte man bei konkreten Problemen anfangen und sie nicht von irgendwo weit herholen. Sehr viele dieser Dinge werden heute durch Fernsehen vermittelt. Das ist in der Tat so. Daran sollte man anknüpfen und unsere Gemeindeglieder anleiten, wie sie zu Menschen reden, die sich mit solchen Problemen quälen. Wir müssen beispielsweise zur Kenntnis nehmen, daß es heute eine ganz breite Front des marxistischen Denkens in unserer Gesellschaft gibt. Es gibt ebenso eine breite Front eines neuen humanistischen Denkens in unserer Gesellschaft, vor allen Dingen vermittelt durch die neue humanistische Psychologie aus Amerika. Das sind Gedanken, die doch überall drin sind. Damit ist die Luft fast geschwängert, und damit müssen wir uns auseinandersetzen. Dazu sollten wir Hilfe geben. Ich glaube, an diesem Punkt können wir nicht genug tun; aber es geschieht noch zu wenig.
(Beifall)

Gesprächsleiter Dr. Engelhardt: Spontan war hier der Wunsch aufgekommen, dazu etwas zu sagen; aber nachdem Sie ein so hohes Kompliment „prächtige Gestalten“ gemacht haben, dürfen wir wirklich nicht länger diese prächtigen Gestalten von der Beteiligung und Diskussion abhalten. Ich möchte Sie im Plenum also bitten, schalten Sie sich jetzt in das Fragen, in das Stellungnehmen mit ein.

Synodaler Hartmann: Es war in der Arbeitsgruppe „Diakonie“ und „der Mensch in der Krise“ davon die Rede: welche Verkündigung wir haben, wenn wir so oft dort auf Fehlanzeige stoßen, wo der diakonisch tätige Mensch, der Mensch, der mit dem anderen in der Krise zu tun hat, keine Hilfe, keine Antwort hat. Wenn er auf die Fragen, die er jetzt an die Kirche stellt, nicht antworten kann. Also ganz klar die Frage — wir wollen hier Flagge zeigen —: welche Verkündigung haben wir?

Gesprächsleiter Dr. Engelhardt: Hat zu diesem Komplex noch jemand eine Bemerkung, um das zu vertiefen oder zu erweitern? — An wen darf ich die Frage von Herrn Hartmann weitergeben?

Pfarrer Punge: Ich möchte das mit der Frage verbinden, die eben auftauchte. Das, was heute morgen schon einmal in dem Referat von Dr. Ulrich angekungen ist, scheint mir ganz wichtig zu sein. Wir wissen das aus eigenem Erleben, daß das auch unter uns ein Punkt ist, der oft sehr im argen liegt, nämlich die eigene Spiritualität. Man kann ja wunderbar beruflich mit Bibeltexten umgehen, aber das Beziehen auf das Leben fällt dabei unter den Tisch. Ich denke, hier müßten wir wieder ansetzen und fragen: Was hat der Umgang mit der Bibel mit meinem persönlichen Leben zu tun? Und dann frage ich weiter: Woher kann es kommen, daß wir so schlecht mit anderen über Glaubensfragen ins Gespräch kommen? Könnte das nicht auch damit zusammenhängen, daß es uns manchmal schwerfällt, mit Paulus zu sprechen: Ich schäme mich des Evangeliums nicht? Halten wir das tatsächlich noch für die Botschaft? Oder haben wir da im Laufe der Zeit Hemmungen bekommen? Ich meine, daß auch an diesem Punkt Fragen an uns selbst gestellt sind und daß es damit anfängt, daß wir hier eine falsche Scheu ablegen. Es ist doch wohl so: die gute Nachricht ist wahrscheinlich die beste Nachricht, die ein Mensch überhaupt hören kann. Nur, wir müssen selbst davon leben. Denn das ist etwas — wenn ich das noch einmal aufgreifen darf — in bezug auf die Jugend. Die Jugend fragt danach, ob das, was wir sagen, auch von uns selbst gelebt wird. Sie fragt also — und so müßten auch wir fragen —, ob das vertrauenswürdig ist, was dort vermittelt wird.

Pfarrer Staudt: Präsident Dr. Rossel hat die Frage aufgeworfen: Was trägt denn die Weltmission, Ökumene, für die Volksmission aus? Herr Pfarrer Dr. Ulrich hat dann die Antwort gegeben. Jedenfalls steht dieser Begriff „kooperative Arbeitsteilung“ im Raum. Ich muß sagen, daß ich als Regionaler Beauftragter für Mission und Ökumene über diesen Begriff gar nicht glücklich bin. Ich glaube, daß er mehr verschleiert, als er bringt. Wenn ich die Wirklichkeit unserer Zusammenarbeit anschau, also von der Abteilung Ökumene und Mission, von den Beauftragten, mit der Abteilung Volksmission, falls ich das kurz so bezeichnen darf, bin ich darüber nicht glücklich. Wir suchen zwar in den letzten Jahren Verbindung, wir suchen sie persönlich, aber wir sind bisher zu keinem befriedigenden Erfolg gekommen. Frau Dr. Gilbert, die diese Sache mitverfolgt hat, kann dazu wahrscheinlich auch etwas sagen.

Ich möchte bitten und diese Bitte sehr deutlich an

Sie, Herr Dr. Wever richten, eine bessere Verbindung herzustellen und auch einmal das Experiment zu wagen, gemeinsam aufzutreten. Herr Sandersfeld hat uns heute mittag beim Kaffee am Tisch diesen Ball zugeschoben. Wie wäre es, wenn wir mal versuchen würden, gemeinsam als Volksmission und Weltmission aufzutreten? Bisher wurde der Versuch nicht gewagt. Ich bekenne mich dazu voll und ganz. Ich sehe mich als Teil der badischen Landeskirche, jawohl, aber auch des großen Volkes Gottes über Grenzen, Nationen und Denominationen hinweg.

Ich möchte darum bitten, daß wir in dieser großen Gemeinschaft füreinander eintreten. Das ist ein wesentlicher Dienst, der auf jeden Fall in der ganzen Welt der Christenheit akzeptiert werden wird, wenn wir über Länder- und Rassengrenzen hinweg gemeinsam auftreten.

Ich möchte Herrn Dr. Rossel fragen, ob er bestimmte Wege sieht, wie die beiden Gruppierungen, die es leider gibt, besser zusammenarbeiten können.

Kirchenrat Dr. Wever: Aus meiner Perspektive — und das ist eine sehr persönliche Perspektive — gibt es eine Trennung zwischen Weltmission und Volksmission nicht. Ich bin nach dem Krieg ganz neu von außen in die Kirche hereingekommen, als ich zum Glauben kam. In dieser Zeit waren die Missionsabende und Missionsveranstaltungen — das waren meistens Äußere-Mission-Veranstaltungen — volksmissionarische Veranstaltungen in den Gemeinden. Dort war noch sichtbar: Hier ist die eine Mission, es geht nur um eine Mission. Aus meiner Perspektive ist von der Volksmission aus diese Trennung nie vollzogen worden. Wir sind verschiedene Wege geführt worden. Der epd hat 1973 ein sehr instruktives kleines Büchlein (EKD und kirchlicher Entwicklungsdienst) über das Ausgewogensein von Weltmission und Entwicklungsdienst herausgegeben. In einem EKD-Gremium ist erarbeitet worden, daß dieses Ausgewogensein von Weltmission und Entwicklungsdienst leider aus dem Gleichgewicht gekommen ist. Darüber müßte man weiter reden. Das könnte der Grund dafür sein, daß wir verschiedene Wege geführt worden sind. Außerdem darf ich anzeigen, daß ich selber von Amts wegen Glied der Kammer für Mission und Ökumene unserer Landeskirche bin und dort mitarbeite.

Dr. Rossel: Wie ich schon gesagt habe, sind wir am Buchstabieren dieses Zusammenbringens der beiden Teile der Mission. Es ist eigentlich sonderbar, daß sich diese beiden Aspekte der Mission im Laufe der letzten hundert Jahre so auseinanderdividiert haben. Nach meiner Sicht ist die Weltmission oder die Äußere Mission doch aus der Inneren Mission, also aus der Erweckungsbewegung, entstanden.

(Beifall)

Wir verstehen unsere Informationen in den Gemeinden als Mission. Wenn wir über das, was geht, informieren, dann informieren wir nicht nur, sondern das ist gleichzeitig eine Weckung nicht nur des Interesses, sondern auch des Glaubens in den Menschen, zu denen wir reden. Daß es sehr schwer ist, die Erfahrungen, von denen ich eben gesprochen habe, auf die Ebene der Gemeinde zu bringen, das sehe ich ein. Aber diese Schwierigkeit sollte uns

nicht abhalten, alle Versuche in dieser Richtung zu unternehmen. Als ich sah „Missionarisches Jahr 1980“, da dachte ich: Aha, jetzt wird einmal Volksmission und Weltmission gemeinsam in den Gemeinden auftreten. Ich meine, daß dieses Missionarische Jahr eigentlich nur dann wirklich ein Missionarisches Jahr sein wird, wenn alle Möglichkeiten genutzt werden, die sich dazu bieten, nicht nur zu einem gemeinsamen Auftreten, sondern auch zu einer gemeinsamen Verarbeitung dieser beiden Aspekte innerhalb der Gemeinden. Nur dann wird das Missionarische Jahr das Ziel erreichen. Ich hoffe, daß Sie diese Chance, die Sie im Jahr 1980 haben, dazu benützen, um eben das, was bis jetzt noch so buchstabierte worden ist, durchzuexerzieren. Ich kann mir eigentlich nicht vorstellen, daß das nicht geschieht. Wir sagen ja: Träger der Mission ist Gemeinde. Die Gemeinde ist Träger der Mission, der Inneren und der Äußerer, denn die Gemeinde lebt auf verschiedenen Ebenen. Das müßte eigentlich bei jeder Veranstaltung zum Ausdruck kommen.

Synodale **Dr. Gilbert:** Herr Staudt, Sie haben ja auch mich angesprochen. Ich kann nur sagen, daß auch diese Landessynode den Auftrag zur Zusammenführung, von dem Sie eben sprachen, in ihren synodalen Gremien durchaus aufgenommen hat. Wir haben ja einen besonderen Ausschuß für Ökumene und Mission. Dieser Name ist, wenn ich so sagen soll, ein Programm. Wir haben uns darüber unterhalten: Soll man diesem Ausschuß den Namen Weltmission und Ökumene geben? Wir haben uns für die Bezeichnung „Mission“ entschieden und haben damit festlegen wollen: Mission geschieht in sechs Kontinenten. Diesem Namen entsprechend ist auch die Zusammensetzung des Ausschusses: es finden sich hier durchaus die Menschen, die sich für die Mission außerhalb Europas einsetzen, wie auch die — wenn ich das so sagen darf — die für die Deutschland-Inlandmission arbeiten. Die Mühe zur Gemeinsamkeit ist manchmal Mühlsteinen vergleichbar. Aber ich meine, wir müssen uns dem stellen. Die weiteren Gremien mit synodaler Beteiligung — das haben Sie angesprochen — sind ebenso gestaltet: Die Kammer für Mission und Ökumene, in der das Amt für Volksmission vertreten ist, und der Beirat des Amtes für Missionarische Dienste mit einem Vertreter der Kammer für Mission und Ökumene, also mit der Komponente der Weltmission. Ich meine, das ist ein Versuch, eine gemeinsame Arbeit zu leisten, die in der von Ihnen gemeinten Richtung geht.

Gesprächsleiter **Dr. Engelhardt:** Jetzt gibt es eine ganze Reihe Wortmeldungen, die zum Teil spontan gekommen sind, immer noch, wie ich annehme, zu diesem Komplex Volksmission und Weltmission.

Synodale **Langensiepen:** Zu dem „Flagge zeigen“, wie Herr Hartmann sagte. Wir haben in unserer Landeskirche in der Diakonie fachlich sehr gut ausgebildete Leute. Sie kommen zum Teil sehr jung in hohe Verantwortungen. Woran es fehlt, ist folgendes: Wenn sie nach ihrem Christsein gefragt werden und wenn sie in ihrem Arbeitsbereich auch Zeugnis geben sollen, sind sie erstens vielfach alleingelassen, zum anderen von ihrer Ausbildung her darauf nicht genügend gerüstet, denn Religion, Religionspäda-

gogik ist ein Fach unter anderen, das abgehakt wird. Das wird erst später interessant, wenn man im Beruf damit konfrontiert wird. Da brauchen die Leute Begleitung und Stützung, Unterstützung, auch von der Gemeinde, vielleicht aber auch von der Kirche insgesamt, damit diese Sprachlosigkeit an der Stelle behoben wird.

Gesprächsleiter **Dr. Engelhardt:** Die Frage von Herrn Hartmann, Herr Bösing, war an Sie gerichtet.

Pfarrer **Bösinger:** Ich bin dankbar, daß ich da antworten darf. Herr Hartmann hat ja als erster Fragesteller sehr nachdrücklich in den Raum gerufen: „Was für eine Verkündigung haben wir?“ Ich will darauf zu antworten versuchen als jemand, der an einem Schreibtisch sitzt, über den täglich soundso viele Manuskripte laufen und der ungefähr weiß, was im Südwestfunk in „Aktueller Botschaft“ und „Wort in den Tag“ und sonntäglichen Morgenfeiern und kirchlichem Gespräch usw. geht.

Es gibt bei der Verkündigung ganz sicher zwei Pole. Ich sage es zunächst mit einem Fremdwort: Identität und Inkarnation. Bei der Identität geht es um das Unaufgebbare des Evangeliums und bei der Inkarnation geht es um die Einkleidung, um die aktuelle, um die lokale, um die temporäre Beziehung. Das Schlagwort dafür haben wir heute morgen gehört. Ich sagte: „Schlagwort“. Aber das war noch Calvin, und Calvin hatte sicherlich keine Schlagworte. „Slogan“ — Slogans hat er auch nicht gehabt. Er hat gesagt: „Fides est vera religio.“ „Fides“ — das ist die Christusbotschaft, die Herrn Hartmann Freude machen würde, mit allem darin, mit allen 13 Glaubensartikeln aus dem Apostolikum. Fides „est“ — lutherisch — vera religio. In der religio ist all das darin, was der Mensch mitbringt: seine Sehnsüchte, seine Verfaßtheit, seine Erkenntnisse, seine Irrtümer. Das muß zusammenspielen: Identität und Inkarnation, fides und vera religio. Und nun gibt es halt Leute, die fangen an mit der fides. Das ist ein guter Ausgangspunkt, und mehr als das. Sie müssen aber natürlich die vera religio, oder die „condition humaine“ im Auge haben. Wir bewegen uns ja, glaube ich, hier in der Landessynode vorzugsweise in Fremdsprachen. Ich mache es mal mit einem Wort des sicherlich ganz unverdächtigen, von sämtlichen Lagern hochgeschätzten Theo Bovet. Der hat gesagt: „Ich kann einem Hungernden einfach nicht sagen: „Christus ist das Brot des Lebens.“ Da fehlen die Zwischenglieder. Damit wird gar nichts davon weggenommen, daß Christus das Brot des Lebens ist. Aber da sind Zwischenglieder.

Ich kann also anfangen bei „Christus ist“. Gut. Nun gibt es Leute, die kommen von der anderen Ecke her, die entfalten da irgendwie die „condition humaine“, die menschliche Verfaßtheit.

(Dr. Ulrich: Sprich deutsch brother!)

— Gut!

(Zuruf: Deshalb sagt er „brother“! — Heiterkeit)

Ja nje — vosumjem popolsko.

(Zuruf: Thank you very much! — Heiterkeit)

Falsch wird es, wenn ich nur in der menschlichen Verfaßtheit bleibe und nicht die Christusbotschaft anvisiere.

Jetzt kommt aber das andere. Es wird vielleicht Widerspruch erregen. Falsch ist es, wenn ich Christus quasi „pur“ bringe, ohne jede Beziehung zu der konkreten Lage. Eine gute Verkündigung nenne ich die, die beides bringt: Identität, unaufgebbare Christliches, und missionarische Anpassung: „den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche“.

Pfarrer Dr. Ulrich: Dem, was Bruder Böisinger gesagt hat, kann man ja wohl von Herzen zustimmen.

(Beifall)

Bruder Hartmann, Ihnen wollte ich noch sagen: Wir beschäftigen uns im Diakonischen Werk sehr stark mit der Frage, wie im Kontext sozialer Probleme Vermittlung des Evangeliums geschehen kann. Das ist wirklich ganz neu, ist heute einfach aktuell, weil wir vor der Tatsache stehen, daß die Mitarbeiter in der Diakonie sehr häufig aus Ausbildungsstätten und Ausbildungsgängen kommen, wo die Theologie entweder überhaupt nicht vorhanden ist oder sehr klein geschrieben wird. Von da aus bemühen wir uns um die Entwicklung eines Programms, in dem die Prozesse der Glaubensvermittlung die entscheidende Rolle spielen.

Ich habe den Eindruck, daß wir in der Kirche auch noch nicht kapiert haben, was wir damit verlieren, daß die Diakonissenmutterhäuser derartig schrumpfen und eines Tages nicht mehr da sind.

(Zustimmung)

Ich glaube, wir wissen zu wenig, welches gesellschaftspolitische Potential darin gesteckt hat. Ich war gestern in einem von unserem Diakonischen Werk gegründeten Ausschuß für ethische Fragen moderner Medizin; da haben wir über Krankenhausfragen und Heilungsprobleme gesprochen. Die schwierige Situation liegt heute darin, daß man die Pflege trennen will von dem, was wir als Seelsorge bezeichnen würden. Die Pflege wird in unseren Krankenhäusern geleistet, ausgezeichnet, technisch perfekt geleistet. Aber die ganze „condition humaine“, alles das, was an echter Menschlichkeit, und zwar einer Menschlichkeit, die vom Glauben gestiftet ist, vermittelt werden kann — das fehlt. Hier möchten wir die Mitarbeiter der Diakonie heute ganz anders in den Stand setzen, daß sie nicht nur als Pflegepersonal auftreten, sondern als Boten und Zeugen Jesu Christi.

Ich habe heute früh in meinem Referat etwas über das zu sagen versucht, was man „persönliche Evangelisation“ nennen könnte oder was in der Ökumene so genannt wird: die Vermittlung des Evangeliums von Mensch zu Mensch. Dies ist ein Programm, in dem wir überhaupt noch nicht richtig drin sind, das wir erst lernen müssen. Auf alle Fälle kann man, das habe ich heute morgen schon gesagt, nicht im Stile des „man“, also gleichsam mit sachlichen Referaten darüber reden, sondern man muß im Ich-Stil reden, und man muß aus Erfahrung reden. Ich soll als Zeuge das sagen, was wirklich geschehen ist, was ich empfangen habe und was ich also weitergeben kann. Ich soll also nicht im Stil der intellektuellen Auseinandersetzung auftreten, sondern in dem Willen, zwei Dinge zusammenzubringen: die Situation des Menschen, seine Fragen und Probleme, Ängste usw. und das, was das Evangelium uns als Hilfen dafür anbietet. (Beifall)

Synodaler Werner König: Ich muß zunächst Herrn Hartmann um Entschuldigung bitten, wenn ich ein Wort von ihm aufnehme. Das soll nicht Sie, Herr Hartmann, treffen, sondern eine eigene Not sichtbar machen. Er sagte: „Auch Piraten zeigen Flagge.“ Manchmal komme ich mir wie ein Pirat vor: ich predige, ich lehre, ich unterrichte, ich ziele auf den anderen; aber wo bin ich heute noch fähig, mich mit dem anderen mitzufreuen, mit ihm mitzufeiern, mit ihm mitzuleiden, und zwar auch mit dem, der nicht zur Kirche gehört und der sich nicht zur Kerngemeinde zählen läßt? Vor die Evangelisation gehört die Achtung vor der beruflichen und der menschlichen Leistung des anderen, des Kirchenfernen. Ist der weniger wert, weil er nicht in unsere Kirchen geht, da er nicht die oft geprägte Sprache unserer Kirchentreuen spricht? Selbstaufopferung wird manchmal doch auch in der Arbeit der Menschen in unserem Land sichtbar in den Vereinen, am Krankenbett, auf dem politischen Sektor, im Straßenverkehr. Hat vor Gott nur Selbstaufopferung des erweckten Christen einen Wert? Evangelistisch reden heißt für mich: Weil Jesus mit mir geht, kann ich mich ohne Angst, aber auch ohne Überheblichkeit neben den anderen stellen. Wenn wir die Menschen erreichen wollen, die wir vor Augen haben, müssen wir viel, viel bescheidener werden. Vor der Mission steht die Buße der Kirche, auch meine eigene Buße, die zu mehr Achtung vor dem anderen führt. Dieser Aspekt fehlt mir in den bisherigen Konzeptionen und in den Verlautbarungen zum Missionarischen Jahr.

(Beifall)

Synodale Barner: Ich möchte noch einmal auf die kooperative Arbeitsteilung zurückkommen. Kürzlich hat einer unserer Verwaltungsleute gesagt: „Ich möchte einmal als Spenden haben, was aus unserem Werk“ — also von Kork weg — „im Laufe des Jahres an Spenden in die Weltmission und in die verschiedensten Werke in die ganze Welt hinausfließt.“ Und umgekehrt: wenn ich das ansehe, was an Spenden zu uns hereinfließt, bin ich immer wieder erstaunt, daß das von Menschen kommt, die in ganz anderen Werken, auch in der Mission, tätig sind. Ich möchte damit sagen, daß man eigentlich gar keine Angst haben muß, wenn von verschiedenen Seiten so gearbeitet und gewirkt wird. Wenn die Kooperation an der Spitze vielleicht nicht immer ganz klappt — an der Basis klappt sie ganz gewiß. Es ist etwas Merkwürdiges: wer einmal ergriffen ist, der ist immer vom Ganzen ergriffen.

Es ist wirklich wahr, daß bis auf den heutigen Tag Innere Mission und Äußere Mission überhaupt nicht zu trennen sind. Ich möchte Sie einmal teilhaben lassen, wenn wir, die Schwestern und älteren Mitarbeiter, aber auch einige junge Menschen mit ganzer Selbstverständlichkeit in ihre Fürbitte Innere Mission, Äußere Mission und Notleidende mit einbeziehen und auch etwas dafür opfern. Schwester Emmi kann mir das sicher bestätigen.

(Beifall)

Synodaler Waldemar Wendlandt: Mich hat der Einwand von Herrn Staudt überrascht, daß die Kooperation zwischen Weltmission und Volksmission nicht klappt. Ich frage mich: muß da überhaupt eine

so intensive Kooperation sein? Es ist doch einfach so, daß beides Werke in unserer Kirche mit verschiedenen Aufgaben sind. Wir haben doch auch in unserer Landessynode verschiedene Ausschüsse, jeder tut seine Arbeit, und doch sind es Ausschüsse derselben Synode, die im Plenum zusammenarbeiten. Ich bin in verschiedenen Ausschüssen und auch Aufgabengebieten der Weltmission in unserer Kirche dabei und fühle mich doch innerlich sehr mit der Volksmission verbunden; aber ich möchte deshalb nicht auch noch Aufgaben der Volksmission übernehmen. Ich sollte z. B. voriges Jahr Bezirksbeauftragter für Volksmission werden, das habe ich, obwohl ich sie innerlich durchaus mittrage, abgelehnt, weil ich meine, das soll ein anderer tun, der sich dann ganz dieser Aufgabe widmet. Wenn ich recht orientiert bin, ist das Missionarische Jahr nur als Aktion für Deutschland gedacht, infolgedessen meiner Meinung nach eine Aufgabe der Volksmission, die durchaus auch von Leuten, die in der Weltmissionsaufgabe mitarbeiten, mitgetragen werden soll. Ich bin also bei der Volksmission nicht gewissermaßen „organisiert“ dabei; aber dieses Missionarische Jahr ist auch mir ein Anliegen, und ich werde es selbstverständlich auch mittragen. Vielleicht werden in dem Bereich, wo ich bin, diesem sicherlich kleinen Bereich, Gedanken, die von meiner Mitarbeit an der Weltmission herkommen, auch in diese Volksmissionsarbeit mit hineinfließen. Hier einen Gegensatz zu sehen und vielleicht noch neue Gremien zu schaffen, damit man die „zwei Missionen“ unter einen Hut bringt, würde ich also nicht für nötig erachten.

Gesprächsleiter Dr. Engelhardt: Es geht sicherlich nicht darum, neue Gremien zu schaffen, damit das möglich wird, sondern darum, die Dimension Kirche und Gemeinde als missionarische Gemeinde in ihrer ganzen Fülle zu begreifen. So habe ich den Gesprächsgang an diesem Punkt auch verstanden.

Synodaler Steyer: Ich bin mit vielem, was Sie, Herr Punge, gestern und heute gesagt haben, ganz und gar einverstanden. Um so mehr hat es mir leid getan, daß Sie den behutsamen Umgang mit Worten der Heiligen Schrift in die Nähe des „sich des Evangeliums schämen“ gerückt haben. Ich denke, auch ich schäme mich des Evangeliums von Christus nicht. Bloß gehen mir die Worte der Heiligen Schrift nicht so ganz glatt von den Lippen, weil mir deutlich ist, daß die unübersetzte Wiederholung von Bibelworten noch kein Ausdruck meines Glaubens ist und vor allem auch noch keine Verkündigung ist. Ich sehe meinen Auftrag vor allem in der Übersetzung, so daß wir das Alte neu verstehen und uns in Gottes Nähe sehen. Unter diesem Gesichtspunkt möchte ich das, was Herr Werner König gesagt hat, gern unterstrichen sehen.

Gesprächsleiter Dr. Engelhardt: Herr Punge, wollen Sie dazu sprechen?

Pfarrer Punge: Ich kann es kurz machen. Ich dachte, wir sind hier unter Menschen, die nicht gerade ganz von außen sind, so daß man es auch mal wagen kann, ein Bibelwort zu sagen. Das müßte ja auch bei einer Synode mal möglich sein.

(Beifall und Heiterkeit)

Mit dem, was Sie danach gesagt haben, stimme ich voll überein. Ich darf auf die Tafel „Jugendevangelisation“ verweisen. Dort finden Sie genau das, was Herr Bösinger gesagt hat, nur etwas einfacher.

(Heiterkeit)

Evangelium und Situation gehören immer zusammen. Ich bin da also völlig mit Ihnen einverstanden, und ich hoffe, daß Sie uns da nicht mißverstanden haben. Aber — um es deutlich zu machen — ich denke schon, daß es auch eine Art von Verweigerung, auch von uns selber, gibt, wo wir in Situationen gefordert sind, die hart an die Grenze dessen kommen, wo man tatsächlich von „Schämen“ sprechen muß.

Synodaler Viebig: Wenn schon Herr Steyer als Pfarrer sagt, daß ihm die Worte der Heiligen Schrift nicht so glatt von den Lippen gehen, um wieviel schwieriger ist es mit der glaubwürdigen Sprachfähigkeit für ein Gemeindeglied, das ja auch im Missionarischen Jahr und nicht nur in diesem glaubwürdiger etwas sagen soll.

Es hieß im Punkt 1, wir sollten so leben, daß andere fragen: „Warum lebst du so?“ Da bin ich eigentlich etwas mutlos. Erstens einmal wird das Leben so, wie wir es vielleicht versuchen, oft mißverstanden. Das war schon bei Jesus so. Trank er nicht, dann hieß es so, und trank er, dann hieß es: „Er ist ein Säufer.“ Also: wenn man sich bemüht, so zu leben, daß andere fragen: „Warum lebst du so?“, wird das leicht mißverständlich sein. Und: den Leuten, die einen dann fragen sollen — ein Zeugnis erst erfragen sollen —, fehlt oft auch die Sprachfähigkeit. Und die, die im Besuchsdienst sind — ja, die reden schon mit den Leuten vom Brot, Herr Bösinger, aber eben nur von dem Brot; die ersten Schritte bringen sie fertig, aber dann von Jesus als dem Brot des Lebens zu sprechen, haben sie doch eine gewisse Scheu. Das bitte ich Sie uns auch abzunehmen. Hier in der Synode, hat Herr Punge gesagt, kann man so reden. Aber bedenken Sie bitte, wie das draußen im Land ist, wo jedes Gemeindeglied ja mitwirken soll.

Herr Rossel, Sie haben von dem Zachäus gesprochen. Da habe ich meine großen Bedenken. Zachäus ist auf einen Baum gestiegen, weil er Jesus sehen wollte. Einen Menschen anzusprechen, der neugierig ist und Jesus sehen will — das traue ich mir auch zu.

(Große Heiterkeit)

Aber die meisten Leute hier in Deutschland haben Jesus irgendwann einmal schon erlebt; und die sind, das haben wir in unserer Gruppe immer wieder gesagt, immun, sind resistent geworden.

(Zuruf)

— Kommt gleich! Ich meine, es ist auch eine Fremdsprache, wenn ich in meiner Berufssprache rede. Sie haben ja immer vom „Ballzuwerfen“ gesprochen. Ich kann Ihnen sagen: wenn bei einer Treibjagd ein Hase angeflücht ist, können noch zwanzig Leute drauf schießen — der läuft weiter!

(Große Heiterkeit)

Das ist eine Erfahrung. Jemanden, der einmal etwas davon abgekriegt hat, können Sie später sehr viel schwerer darauf ansprechen. Mit anderen Worten: Kindern eine Geschichte von Jesus erzählen, das können Sie gut und spannend machen. Versuchen Sie

das dann mal z. B. mit Vierzigjährigen, da ist das schon sehr viel schwieriger. Ich habe hier sehr viele mutige Worte gehört; aber ich bin eigentlich immer noch etwas verzagt, ob mir das gelingt.

Ich habe einmal in Bayern gefragt: „Was macht ihr denn im Missionarischen Jahr?“ Da haben die gesagt: „Bei uns ist immer Missionarisches Jahr!“ (Große Heiterkeit — Zuruf: So wollen wir es ja haben!)

Dr. Rossel: Ich bin nicht so pessimistisch wie Sie. Gut, die Bäume sind nicht voll Zachäen; aber es gibt immerhin eine ganze Reihe. Die Kontakte, die ich in den letzten Jahren mit verschiedensten Menschen in der Wirtschaft, in der Industrie gehabt habe, waren deutlich. Das waren Menschen, die suchten und die ansprechbar waren. Wenn wir wenigstens die Ansprechbaren ansprechen und ihnen Mut machen würden, sich von Christus annehmen zu lassen, damit sie ein Stück weiterkommen, dann hätten wir etwas erreicht.

Synodaler Gasse: Herr Dr. Engelhardt, Sie haben zu Beginn Ihrer Einführung das Stichwort „Mission — Toleranz“ genannt. Ich habe Sie dahin verstanden, daß Sie die Toleranz vor allem im Verhältnis zu den anderen Religionen meinten. Jetzt einmal die Frage: Wo gebietet es, möchte ich die Dame und die Herren vom Podium fragen, die Toleranz, in einem Land wie Deutschland auf die Mission zu verzichten, um die Würde eines säkularisierten Menschen nicht zu verletzen?

Gesprächsleiter Dr. Engelhardt: Das ist eine gezielte Frage. Herr Ulrich!

Pfarrer Dr. Ulrich: Da muß ich etwas Doppeltes sagen. Das Problem, um das es eigentlich geht, ist nach meinem Gefühl gar nicht einmal das der Toleranz. Die Toleranz ist heute für uns eigentlich etwas Selbstverständliches. Wir können es ja auch gar nicht hindern, daß andere Weltanschauungen und Religionen sich in unserer Gesellschaft, in unserem Staat etablieren, daß sie neben uns existieren. Dies wird wahrscheinlich in Zukunft noch stärker als bisher der Fall sein. Denken Sie nur etwa an das Problem des Islams in Deutschland und in Europa überhaupt, das sicherlich noch eine große Bedeutung haben wird. Hier besteht die Toleranz darin, daß wir nicht — wie es früher war — auf dem Verbots- oder Unterdrückungswege andere hindern, ihres Glaubens zu leben, also z. B. islamische Gläubige, die hier bei uns sind.

Auf der anderen Seite geht es bei uns, glaube ich, um das Problem der Entschiedenheit und der Gewißheit, mit der wir unseren Glauben verkündigen und unseres Glaubens leben, nicht nur als Pfarrer, sondern eben auch als Gemeindeglieder. Dazu will das Missionarische Jahr helfen: daß unsere Gemeindeglieder wieder bewußter ihres Glaubens leben, daß sie die Inhalte unseres christlichen Glaubens neu entdecken und sich aneignen. Ich glaube, hier ist ein großes Defizit in unseren Gemeinden vorhanden. Ich spreche als einer, der laufend auch in Gemeinden tätig ist und dort Erfahrungen sammelt. Wir sollten einen Akzent setzen, daß wir unseren Gemeindegliedern zur Gewißheit des Glaubens und damit auch zur Entschiedenheit des Glaubens helfen. Dies alles kann nur aus der Erfahrung des Glaubens erwachsen.

Aber dann sollten wir eben mit unseren Gemeindegliedern diesen Weg gehen, daß sie ihres Glaubens gewiß sind. Ich bin überzeugt: in dem Maße, wie man seines Glaubens gewiß ist, kann man dann auch von diesem Glauben reden. So mangelhaft wir selber immer wieder diesen Glauben verwirklichen und so sehr wir sagen müssen: „Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!“ — es gibt doch auch Schritte zum Glauben, und dazu zu helfen, ist die Aufgabe des Missionarischen Jahres. Dann ist das Problem im Grunde nicht das der Toleranz, sondern das der Glaubensgewißheit unserer Gemeindeglieder oder von uns selbst und der Entschiedenheit, mit der wir das sagen können.

Ich möchte noch einen Gedanken anschließen. Ich habe ja in meinem Vortrag auf ein Verständnis von Emanzipation hingewiesen, das heute sehr weit verbreitet ist. Ich meine, daß junge Ehepaare etwa sagen: „Wir wollen auf keinen Fall, daß unser Kind fremdbestimmt wird. Die Taufe ist schon eine Form der Fremdbestimmung. Es soll später einmal selber entscheiden, was es glauben oder wohin es sich bekennen will.“ Ich halte diese Anschauung für eine Illusion. Denn ein Kind wird ja damit, daß es in einer familiären Gemeinschaft aufwächst, programmiert; die Frage ist nur, wie es programmiert wird, also ob da der Glaube noch eine Rolle oder keine Rolle mehr spielt. Ich kenne zwar Leute, die in einem ungläubigen oder sogar in einem antichristlichen Elternhaus aufgewachsen und trotzdem zum Glauben gekommen sind. Natürlich kann Gott das wirken; niemand von uns zweifelt daran. Aber auf der anderen Seite wird der Mensch — dies nennt man die „religiöse Sozialisation“ — durch das geprägt, was er in seiner Familie, in seinem Elternhaus, empfängt. Insofern ist der totale Emanzipationsgedanke illusionär. Irgend etwas empfangen die Kinder immer; die Frage ist nur, was.

Gesprächsleiter Dr. Engelhardt: Ich habe Herrn Gasse dahin verstanden, daß er die Respektierung der Würde des säkularen Menschen sehr ernst nimmt. Ich denke, zu dieser Respektierung gehört, diesem säkularen Menschen keine Schwäche einzureden — die man ihm gerne, auch aus ganz bestimmten methodischen Gründen, zusprechen möchte —, nur um mit der Botschaft bei ihm anzukommen.

(Zustimmung)

Das nicht zu tun, ist ein Respektieren der Würde des säkularen Menschen. Damit ist er noch nicht uninteressant für die Botschaft; aber er kann nicht von dieser Seite her angesprochen werden.

Jetzt geraten wir in Zeitbedrängnis. Ich habe noch einige Wortmeldungen vorliegen. Herr Präsident?

Präsident Dr. Angelberger: Nur noch Fragen stellen, bitte keine Ausführungen dazu machen!

Gesprächsleiter Dr. Engelhardt: Mit anderen Worten: die Fragen so stellen, daß es gleichzeitig auch die Antworten sind?

(Große Heiterkeit und Oh-Rufe)

— Kompromißvorschlag: die Fragen werden gestellt, und wir machen dann hier oben eine kurze letzte Runde.

Synodale Ubelacker: Ich wollte das Stichwort „Erlebnis“ noch einmal aufgreifen. Das gibt es ja in

unseren Gemeinden und Gemeindekreisen. Das wird niemand leugnen. Ich sehe da eine Chance, erbitte aber von Ihnen Anregungen, wie das zu bewerkstelligen ist, daß aus diesen Erlebnismgemeinschaften mehr in die Breite ausstrahlt.

Synodaler **Ertz**: Ich habe an Herrn Dr. Ulrich die Frage, ob Entschiedenheit und Gewißheit, was ja mit Absolutheit des Christentums zusammenhängt, nicht naturnotwendig zur Intoleranz führt.

Synodaler **Krämer**: Ich möchte ganz kurz noch einmal zwei Dinge rückfragen. Toleranz und Mission scheinen mir so zu sein: „Alle Menschen sind gleich, aber einige sind gleicher.“

Nun aber etwas anderes — und das möchte ich am Schluß jetzt noch mit Genehmigung des Herrn Präsidenten nicht in Frageform sagen —: Ich bin gegen das Missionarische Jahr. Das ist noch gar nicht gesagt worden. Ich bin dies deswegen, weil mir scheint, daß das Missionarische Jahr die missionarische Tätigkeit gefährdet, ihr nicht hilft. Die großen Aktionen, die programatische Form gefährden subtile langfristige im zwischenmenschlichen Bereich sehr differenzierte Annäherungsversuche zwischen den Christen und denen, die Sie Randsiedler nannten. Von daher habe ich mein großes Fragezeichen. Und von daher hätte ich in diesem Podiumsgespräch eigentlich gerne auch etwas mehr über die Gestaltung eines Missionarischen Jahres gehört, was meine Bedenken oder Ängste, wenn Sie so wollen, abgebaut hätte. Davon habe ich zuwenig gehört. Meine Angst ist immer noch da.

Pfarrer **Punge**: Ich wollte zur Erlebnismgemeinschaft kurz etwas sagen. Ich hatte in der Karwoche Gelegenheit — die DDR zählt ja vielleicht auch zur Ökumene —, in Rostock zu sein. Dort gibt es eine Südstadt mit etwa 10.000 Einwohnern, keine einzige Kirche. Der einzige Kirchenraum ist ein Zirkuswagen. Nun kam ein Westbesucher dorthin und sprach den Gemeindepfarrer an. Er sagte, ihr armen Leute, was ist das denn? Ihr habt überhaupt keine Kirche. Wieso und warum? Wäre es für eure Gemeindearbeit nicht viel besser, wenn ihr eine anständige Kirche hättet? Da hat der Älteste gesagt: Wenn wir von vornherein eine Kirche gehabt hätten, wären wir wahrscheinlich keine Gemeinde geworden.

Was meinte er damit? In diesem Provisorium des Zirkuswagens kam man sich so nahe, daß man einander gar nicht mehr ausweichen konnte, was man ja in den großen Kirchen leider Gottes tun kann.

Was ist daraus weiterhin erwachsen? Dadurch, daß es dort eng war, haben sich inzwischen etwa 80 Hauskreise in den kleinen Wohnungen gebildet. Es sind deshalb so viele, weil die sich zwangsläufig teilen mußten, weil die Wohnzimmer dort so klein sind.

Das ist für mich Erlebnismgemeinschaft, daß man Nähe hat. Diese Nähe in unserem Raum könnte nach meiner Ansicht so aussehen, daß wir das Wochenende noch viel stärker nutzen, daß wir das Spielen entdecken, das Miteinander-Spielen von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, daß man Freizeiten miteinander macht, Gemeindefreizeiten. Wir haben es in unserer Gruppe schon gesagt: in solchen Freizeiten kommt man sich in kurzer Zeit näher, als das

oft in einem halben oder ganzen Jahr der Fall ist. Dazu möchte ich ermutigen.

Pfarrer **Dr. Ulrich**: Ich möchte mich nach wie vor weigern, den Begriff Toleranz oder Intoleranz für dieses Verhalten zu benutzen. Wir sind als Christen ja nicht gegen irgendwelche Menschen. Wir sind prinzipiell für die Menschen. Wir sind immer für die Menschen, so wie Jesus für die Menschen war. Wir reden allerdings von Jesus als von einer einzigartigen Gestalt. Es ist die Frage, ob wir die Rede von der Einzigartigkeit Jesu aufrechterhalten wollen oder nicht. Wollen wir dazu stehen, daß Jesus selber sagt: „Niemand kommt zum Vater denn durch mich“? Wollen wir also die Christusbotschaft in diesem Sinne als universale Botschaft verkündigen? Wollen wir die Rechtfertigung als universale Botschaft verkündigen? Oder wollen wir sie partikularisieren? Das heißt also: für den abendländischen Menschen gilt das, aber, sagen wir mal, für den Chinesen oder einen, der aus einer ganz anderen Kultur kommt, oder für einen Afrikaner, der eine ganz andere Kultur hat, gilt das dann nicht mehr. Dazu könnte ich mich nun also wirklich nicht verstehen, sondern ich verstehe die Christusbotschaft als eine Botschaft, die alle Menschen angeht, und deswegen bringe ich sie allen Menschen. Von daher kann es das Problem der Toleranz oder Intoleranz in der Form, wie es uns oft aufoktroiert wird, nicht geben.

Kirchenrat **Dr. Wever**: Erstens. Überall, wo Ängste ausgesprochen werden, läßt sich etwas sagen. Das Missionarische Jahr steht nicht unter einem Gesetz und will keinem ein Gesetz auferlegen. Ängste haben wir da, wo ein Gesetz auf uns zukommt. Das Missionarische Jahr ist ein Angebot. Ich möchte sagen, es ist eine Chance für die Kirche.

Zweitens. Ich erinnere an den Beginn dieses gesamten Geschehens auf der jetzigen Synode, ich erinnere an das Anspiel mit der Frage: „Alles in Ordnung?“ Haben Sie wahrgenommen, daß es eine Frage war? Oder haben Sie das Fragezeichen gestrichen? Wenn wir das Fragezeichen streichen, werden wir wahrscheinlich wieder auf Angst buchen: es ist ja alles in Ordnung.

Aber warum ist nicht alles in Ordnung? Das ist der Widerspruch, an dem zu arbeiten ist, nicht unter dem Gesetz, sondern unter dem Evangelium.

Drittens möchte ich sagen, Missionarisches Jahr will zu kleinen Schritten ermuntern und nicht zu großen Aktionen; deswegen z. B. kein großer Evangelisationskongreß, wie er einmal geplant war. Es geht um kleine Schritte, zentriert in der Gemeinde. Träger des Missionarischen Jahres ist die Gemeinde. Es geht um kleine Schritte.

Ich darf an den guten Satz erinnern, den uns unsere römisch-katholischen Brüder gebracht haben: In der Gemeinde sind nicht mehr alle da, aber die Gemeinde ist für alle da.

Schließlich: Dazu hat Jesus gesagt „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“

Gesprächsleiter **Dr. Engelhardt**: Frau Dr. Gilbert, freuen Sie sich nach dem, was Herr Krämer gesagt hat, daß er gegen das Missionarische Jahr ist, immer noch darauf?

Synodale **Dr. Gilbert**, Herr Krämer, Sie haben natürlich etwas Wasser in den Wein meiner „prickelnden Freude“ auf das Missionarische Jahr gegossen; aber vielen Dank, daß Sie das gesagt haben. Ich meine freilich, das Gespräch hier hat doch eines ergeben: das Missionarische Jahr hat wenigstens die Chance, daß Zementierungen unter uns aufgebrochen werden. (Beifall)

Es ist ganz sicherlich die erste Voraussetzung, daß wir unter uns einmal fragen: Was heißt das eigentlich für uns, Christ zu sein, und wie verhalten wir uns in der Gemeinde zueinander? Das sollte geschehen, ehe wir uns den großen Auftrag vornehmen, nach draußen zu gehen. Etwas überspitzt würde ich sagen: Adressat des Missionarischen Jahres sind zunächst wir, bin ich.

(Beifall)

Dr. Rossel: Ich möchte Ihnen Mut zu diesem Versuch machen und noch einmal die Hoffnung aussprechen, daß Sie die Erfahrungen und Hinweise, die aus der Weltmission da sind, einbringen; denn ich glaube, sie treffen auch die lokale Situation.

(Beifall)

Pfarrer Bössinger: Fasziniert vom Missionarischen Jahr, umschreibe ich seine Aufgabe so. Ich kann nicht mit ansehen des Knaben Sterben. Deshalb lasse ich mir durch eine gezielte Aktion meine Sinne schärfen für die Lage des Menschen.

Erlauben Sie jetzt (wie sie dem alten Cato immer erlaubt haben, daß er von Kartago sprach) dem alten Bössinger, daß er vom Fernsehen spricht.

(Heiterkeit)

Ich muß jetzt einen kleinen geschichtlichen Überblick über die letzten 150 Jahre geben — keine Angst —, daß wir unsere Koordinaten richtig sehen.

Vor 150 Jahren, als die Neuzeit so richtig begann, da war ein stolzes Ich da: der deutsche Idealismus. Aus dem Erlebnis dieser Ich-Stolzheit kam alsdann der Marxsche Begriff der Entfremdung, das Proletariat, dem das Ich gestohlen wird. Dann kam der superstolze Ich-Begriff des Nietzsche. Dann kam das Ich-Gefühl des Expressionismus. Dann kam zu unseren Zeiten das Ich des Existentialismus, das freie Ich. Da wurde das Ich zermantscht, einmal durch die Weltkriege, wo der Mensch Material war, jetzt wird das Ich zermantscht durch die totalitären Ideologien im Ostblock. Jetzt kommt zum Schluß noch das Fernsehen und läuft Gefahr, an der Ich-Zermantschung weiterzumachen. Und da gibt es — ich habe die Intendantenrede zitiert — Leute, die sagen: Holzauge sei wachsam.

(Heiterkeit)

Unsere Aufgabe ist es — das ist ja eine ganz komische Sache —, der Ich-Zermantschung, die auch unfähig macht, das Evangelium zu hören, gegenzusteuern. Und damit alle beruhigt sind: ich meine — das ist mehr als meinen —, daß die eigentliche Ich-Stärkung durch die höchst personale Gemeinschaft des Menschen mit Gott erfolgt, Gott, in Christus offenbart; das ist die Ich-Stärkung, wie sie schöner, ästhetischer, weitreichender, psychologischer überhaupt nicht gedacht werden kann. Jetzt haben wir bei dem ungeheuren Ich-Verlust, der noch stärker werden wird, gegenzusteuern.

Der Ich-Verlust wird stärker werden. Nehmen Sie als einen Beweis dafür, daß man jetzt, wo man den neuesten Tarifabschluß bis 1983 mit 6 Wochen Ferien hat, Stimmen hört, die sagen — sogar aus Gewerkschaftskreisen —: Was fangen wir denn mit 6 Wochen Ferien an?, wir haben auf den falschen Gaul gesetzt, wir sollten auf die 35-Stundenwoche, nein, auf die 30-Stundenwoche kommen.

Jedenfalls, da wird ein Vakuum, das nach Ich-Stärkung schreit, weil ja nun enorme Faktoren im Zuge sind, das Ich noch vollends zu zermantschen: die Massenmedien. Mir tut es immer leid, wenn ich Universitätsprofessoren morgens in Heidelberg in der Straßenbahn sitzen sehe mit der „Bild“-Zeitung; so weit ist es dann gekommen.

(große Heiterkeit und Zurufe)

Die Reizpresse,

(erneute Heiterkeit)

die Boulevardpresse, das Auto-Statussymbol, die Comic Strips und das Fernsehen mit seinem Plunder . . . Ich kann Ihnen sagen, in Redaktionskreisen sind die die zynischsten Begutachter des Programms, die den meisten Plunder herstellen. Gerade die leiden darunter, daß sie — jetzt vielleicht doch noch etwas Wichtiges — dem Publikum so gefallen müssen.

Ich wäre — das wäre aber ein eigenes Thema — sehr dankbar, wenn Sie sich nicht bloß sprachfähig, sondern auch schreibfähig machten und endlich einmal den Intendanten und Abteilungsleitern beibrächten, daß nicht Lieschen Müller allein das Programm zu machen hat, Lieschen Müller auch, aber auch alle, die darauf mehr Anspruch haben.

Also, macht mir das Ich stark im Namen Jesu Christi.

Gesprächsleiter **Dr. Engelhardt**: Ich möchte Ihnen allen, die Sie sich beteiligt haben, sehr herzlich danken für die Ausdauer in der Diskussionsrunde. Ich hoffe, daß die Impulse für das Missionarische Jahr auch die Arbeit der Synode und uns Synodale noch mehr weitertreiben bis in sehr wichtige Entscheidungen hinein, die zunächst scheinbar gar nichts mit dem Missionarischen Jahr zu tun haben. Wenn wir diesen Zusammenhang entdecken und diese Ganzheit aufspüren, dann haben wir auch für uns etwas daraus begriffen. Herzlichen Dank!

(Lebhafter, anhaltender Beifall)

Präsident **Dr. Angelberger**: Ich darf in diesem Dank fortfahren. Wir alle sind tief beeindruckt von dem, was uns in den zurückliegenden zweieinhalb Stunden von Ihnen hier im Podiumsgespräch geschenkt worden ist. Es wäre äußerst aufschlußreich. Es ist so, wie Sie eben in Ihren Dankesworten zu Beginn gesagt haben, Herr Engelhardt: Sie haben uns allen viele Impulse gegeben. Deshalb danke ich Ihnen und sämtlichen Teilnehmern von ganzem Herzen im Namen aller Anwesenden.

(Lebhafter Beifall)

Darf ich nun Sie, Herr Landesbischof, um ein zusammenfassendes Schlußwort bitten?

Landesbischof **Dr. Heidland**: Nein, Herr Präsident.

(Beifall)

Ich glaube, es wäre im Sinne der Erlebnisgemeinschaft, die ja schon einige Male genannt wurde, einfach ein Akt der Unbarmherzigkeit, und unser Rundfunk-Pfarrer würde auch sagen, der schlechten Psychologie, wenn ich jetzt versuchte, noch einmal etwas aufzukochen, was Sie warm oder, noch besser, glühend heiß gehört haben. Ich glaube, es wäre jetzt, nachdem wir nicht nur zweieinhalb, sondern sogar Zweidreiviertelstunden hier in angespannter Aufmerksamkeit sitzen und zugehört haben und dankbar dafür sind, einfach falsch, wenn ich nun versuchte, irgend etwas noch einmal zusammenzufassen.
(Beifall)

Präsident **Dr. Angelberger**: Dann darf ich zum Abschluß des gesamten Tagesordnungspunktes kommen. Ich habe gerade eben noch bei Beginn des Dankes für unser Podium gesagt, daß wirklich viele Impulse gegeben worden sind. Wir sind am Ende dieser ausgezeichneten Schwerpunkttagung tatsächlich reich beschenkt. Es ist uns allen klar geworden, daß der Gedanke einer missionarischen Arbeit von unten, also von den Kirchengemeinden, von den Werken und von den Freikirchen aufgenommen wird. Die konkrete Arbeit muß tatsächlich von der eigentlichen Basis ausgehen, nicht von oben herab geplant oder gar durchgeführt werden. Es wäre schlecht, wenn keine oder nur eine schwache Verbindung zwischen dem Oben und dem wirklichen Unten vorhanden wäre. Es wird also die entscheidende Aufgabe der kommenden Wochen und Monate sein, die Initiative für die weitere Planung und Durchführung des Missionarischen Jahres 1980 zu ergreifen und zielbewußt fortzuführen. Dazu sind wir alle, die wir hier sitzen, berufen. Wir sind gut ausgerüstet worden, um dieser Berufung in unseren Gemeinden draußen gerecht werden zu können. Daß wir so gut ausgerüstet worden sind, ist das Verdienst all derer, die von Anfang an bei der Planung mitgewirkt haben. Ich denke an unsere Projektgruppe und möchte, stellvertretend für alle, die dort mitgewirkt haben, zwei Herren nennen, unseren Konsynodalen Viebig und Herrn Kirchenrat Dr. Wever.

(Beifall)

Sie mit Ihren Mitarbeitern haben alles so gut vorbereitet, daß es nur zu diesem wirklich ausgezeichneten Ergebnis kommen konnte. Wenn wir uns daran

erinnern, welche Abschnitte uns am gestrigen Tag, am gestrigen Abend, am heutigen Vormittag und jetzt am Nachmittag vor Augen geführt worden sind, welche vorzüglichen Gedanken uns übermittelt worden sind, dann können wir nur all denjenigen — ich schließe jetzt noch einmal unser Podium unter Leitung von Herrn Dr. Engelhardt mit ein — von ganzem Herzen dankbar sein; denn sie haben uns wunderbar gedient und ausgerüstet. Nochmals herzlichen Dank.

(Beifall)

Ich komme jetzt zum letzten Punkt der Tagesordnung

III.

Verschiedenes

Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß wir heute abend um 20.15 Uhr zunächst einen kurzen musikalischen Abschnitt haben. Dann wird uns unser Gast, Herr Superintendent Richter aus Ostberlin einen Bericht geben. Im Anschluß an diesen Bericht gibt es noch einmal einen kurzen, letzten, entspannenden Akt auf musikalischem Gebiet unten im Clubraum. Dazu lade ich Sie alle herzlich ein.

Ich darf noch kurz darauf hinweisen, daß morgen in der vierten Plenarsitzung um 8.40 Uhr die eigentliche „Papierarbeit“ beginnen wird.

Ich frage nun Sie, ob Sie zu diesem Tagesordnungspunkt Verschiedenes irgendein Begehren haben. — Ich möchte gerne die Sitzung schließen; denn gerade nach dem, was wir heute nachmittag bekommen haben, ist es meines Erachtens notwendig, daß man sich in kleinerem oder geradezu kleinstem Kreis noch über einige für uns neu aufgekommene Fragen und Probleme unterhält. Aber ich frage: Hat jemand noch eine Bitte oder sonst etwas? — Das ist nicht der Fall.

Ich darf unseren Konsynodalen Werner König um das Schlußgebet bitten.

(Synodaler **Werner König** spricht das Schlußgebet)

Präsident **Dr. Angelberger**: Ich schließe unsere Schwerpunkttagung mit nochmaligem herzlichen Dank an alle Mitwirkende.

(Ende der Sitzung 18.25 Uhr)

Ergänzung zu Tagesordnungspunkt II, 3: Gruppengespräche

Themen der Gruppengespräche:

- Gruppe 1: Jugend
- Gruppe 2: Familie
- Gruppe 3: Gottesdienst und Evangelisation
- Gruppe 4: Seelsorge — Besuchsdienst
- Gruppe 5: Diakonie — Der Mensch in der Krise
- Gruppe 6: Der Mensch in der Freizeit
- Gruppe 7: Moslems unter uns